

Hägendörfer Jahrringe 1990

Bilder einer Gemeinde
und ihrer Bewohner
aus Vergangenheit und Gegenwart

Hägendörfer Jahrringe 1990

Heft 2
erarbeitet vom Redaktionsausschuss
und herausgegeben
von Hans A. Sigrist

Dieses Heft wurde publiziert
mit Unterstützung folgender Institutionen:
Einwohnergemeinde Hägendorf
Bürgergemeinde Hägendorf
Römisch-katholische Kirchgemeinde Hägendorf-Rickenbach
Christkatholische Kirchgemeinde Hägendorf-Thal-Gäu

Satz: Dietschi AG, Balsthal
Druck: Dietschi AG, Olten
Bindearbeiten: Schumacher AG, Schmitten / FR
Lithos: Kreienbühl AG, Reprotechnik, Luzern
Grafische Gestaltung: Josef Rippstein, Grafiker ASG
und Eduard Faerber, Grafiker ASG, Hägendorf

Inhalt



Geleitwort

Die ersten «Hägendörfer Jahrringe» haben eine freundliche Aufnahme gefunden und bei einer grossen und interessierten Leserschaft ein gutes Echo ausgelöst. Diese positive Reaktion hat Hans A. Sigrist als unermüdlichen Anreger, Forscher und Berichterstatter, ermuntert, zusammen mit einem Redaktionsausschuss einen weiteren Jahrring anzusetzen. Dafür gebührt Hans A. Sigrist der ganz besondere Dank.
Das Konzept ist gleich geblieben: In der früheren Drei-Generationen-Familie vermittelten die Grosseltern den Enkeln die Erfahrungen ihrer Generation und damit einen Einblick in die «Welt von gestern». In der heutigen Kernfamilie fällt diese natürliche Einführung in die Vergangenheit und damit in die Geschichte weitgehend weg. Diese Lücke möchten die «Hägendörfer Jahrringe» ein wenig ausfüllen. Und wie es die Erzähler früher taten, so geben auch sie keinen systematischen Überblick über alle Epochen, sondern greifen in bunter Reihenfolge Themen aus ganz verschiedenen Zeiten heraus. Der weite Bogen spannt sich von den Römern bis hin zu einem Ausblick ins Jahr 2000, wobei – wiederum den früheren Erzählern folgend – Beiträge aus der jüngeren Vergangenheit, also aus dem 20. Jahrhundert, natürlicherweise den Schwerpunkt bilden. Sie behandeln ein Stück Geschichte, die bis zur Gegenwart vordringt, ein Stück Dorfgeschichte, die bei manchen alte Erinnerungen auffrischt, jüngeren Leuten und vielen «Neuhägendörfern» aber kaum bekannt ist.
So bleibt nur noch der Wunsch, dass auch die neuen «Hägendörfer Jahrringe» ebenso gerne aufgenommen werden wie die ersten und dass sie Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, eine ernste und erheiternde, auf jeden Fall aber anregende Lektüre bieten.

Bruno Colpi

Dank

Als 1986 erstmals die «Hägendörfer Jahrringe» erschienen, wurden sie als erster Teil eines Periodikums vorgestellt. Mit dem nun vorliegenden Heft 2 wird das Versprechen eingelöst, weitere Publikationen folgen zu lassen. Ein achtköpfiger Redaktionsauschuss begann im Mai 1987 mit der Planung dieses Heftes. Neben der Wahl der zu bearbeitenden Themen wurden die administrativen Arbeiten aufgeteilt. Rudolf Rippstein übernahm die Ressorts Sekretariat und Finanzen, Robert Hiltbrunner war für Berichterstattung und Firmenporträts zuständig, Bruno Colpi stellte sich für das Lektorat zur Verfügung, und Hans A. Sigrist wurde mit der Gesamtkoordination betraut. Auch Elisabeth Erhard und Jürg Neuhaus sicherten ihre Mitarbeit zu. Die beiden Grafiker Eduard Faerber und Josef Rippstein wirkten beratend mit. Ihnen allen danke ich herzlich für die kameradschaftliche Zusammenarbeit. Den Beitragsverfassern unter ihnen gebührt Anerkennung für ihre interessanten und fundierten Arbeiten, für die sie unzählige Stunden des Recherchierens aufgewendet haben. Ein Dankeschön geht an alle Informanten, die den Verfassern Erlebtes, Erfahrenes und Beobachtetes bereitwillig mitgeteilt haben. Ihr Beitrag ist nicht hoch genug einzuschätzen, ergänzen und beleben sie doch oft die Fakten aus staubigen Archiven aufs trefflichste. An dieser Stelle müssen auch die zahllosen Hilfeleistungen verdankt werden, die das Personal der Bauverwaltung und der Gemeindekanzlei Hägendorf, des Historischen Museums Olten, der Oltner Stadtbibliothek, des Bundesarchivs Bern und des Staatsarchivs Solothurn in zuvorkommender Weise erbracht hat. Was nützt alles Forschen und Niederschreiben, wenn die finanziellen Mittel für eine ansprechende Publikation fehlen? Die Einwohner- und die Bürgergemeinde, die Römisch-katholische und die Christkatholische Kirchgemeinde haben ihre Unterstützung für die Herausgabe des Heftes 2 zugesagt. Daran änderte sich auch nichts, als bekannt wurde, dass der kantonale Lotteriefonds, der 1986 Fr. 10 000.– an das Heft 1 beigesteuert hatte, derartige Projekte in absehbarer Zeit nicht mehr unterstützt. Der Redaktionsausschuss weiss um die teils grossen materiellen Probleme, die bei den obgenannten Gemeinden anstehen. Um so erfreulicher ist ihr Engagement für eine kulturelle Sache. Unser Dank geht an die Behörden und an die Gemeindemitglieder.
Am Ende, wenn Texte, Bilder und Geld bereitliegen, machen sich die Profis, die Grafiker, ans Werk. Das Ergebnis ihrer Arbeit halten Sie in Händen; beurteilen Sie es selbst. Nicht zu sehen ist ihre fachkundige Beratung und ihre freundschaftliche Mithilfe, die sie dem Ausschuss und den einzelnen Verfassern angedeihen liessen. Das tat gut. Besten Dank.

Hans A. Sigrist

Spuren der Römer in Hägendorf

Die Römer in der Schweiz

Im Jahre 58 v. Chr. besiegte Gaius Julius Caesar bei Bibrakte (heute Mt. Beuvray im Burgund) die Helvetier, die aufgebrochen waren, um im Südwesten Frankreichs eine neue Heimat zu suchen. Als Folge dieser Niederlage mussten sie wieder in ihr Gebiet, das von der heutigen Westschweiz über das Mittelland bis fast zum Bodensee reichte, zurückkehren und die zuvor verbrannten Häuser und Dörfer wieder aufbauen. Caesar fürchtete zu Recht, dass sonst die bereits nach Süden drängenden Germanenstämme in das leer gewordene Gebiet nachgezogen wären. Bis die siegreichen Römer im Gebiet der heutigen Schweiz erste Kolonien gründeten, verging danach allerdings noch geraume Zeit. Die allmähliche Einverleibung ins Römische Reich erfolgte erst durch die Alpenoffensive des Kaisers Augustus (15 v. Chr.) und die nachfolgende Sicherung des Gebietes durch Militärposten. Die erfolgreiche Verlegung der Reichsgrenzen immer weiter nach Norden und die Errichtung eines Grenzwalles in Germanien (Limes) machten unser Gebiet zum Binnenland. Während zweieinhalb glücklichen Jahrhunderten genossen die Bewohner die Glücksgüter eines friedlichen Lebens (Pax Romana). Das ganze Gebiet wurde mit einem gut ausgebauten Strassennetz überzogen. Die eine Hauptstrasse führte vom Grossen St. Bernhard zur Hauptstadt Aventicum (Avenches) und weiter via Solothurn nach Oensingen, von wo man entweder über den Oberen Hauenstein nach Augusta Raurica (Augst) oder dem Jurasüdfuss entlang über Olten ins Heerlager Vindonissa (Windisch) gelangen konnte. Ein grosser Teil der Bevölkerung der römischen Schweiz konzentrierte sich in den Städten Aventicum, Augusta Raurica und Colonia Iulia Equestris (Nyon). Daneben gab es zahlreiche Kleinstädte und Marktorte (Vici) und vor allem unzählige Einzelhöfe (Villae rusticae). Die fruchtbaren Gebiete des Mittellandes, wo heute viele Dörfer stehen, waren mit solchen Höfen übersät, besonders entlang wichtiger Strassen. Sie mussten die nicht Landwirtschaft betreibende Bevölkerung und das Militär mit Nahrungsmitteln und mit Rohmaterial, wie beispielsweise Wolle und Flachs zum Spinnen von Garn, versorgen. Für uns sind sie noch Zeugen dafür, dass die Bewohner dieser Landhäuser – Besitzer waren meist Veteranen – die Vorteile südländischer Architektur und Wohneinrichtung zu schätzen wussten.

Situation in Hägendorf

Hägendorf lag also an der Verbindungsstrasse, die vor der Oensinger Klus von der Hauptstrasse abzweigte und in gerader Richtung weiter nordöstlich am Fuss des Jura dahinlief. Gefundene Meilensteine weisen sie als Heeresstrasse aus. Auf den Anhöhen oberhalb dieser Strassen musste es zahlreiche römische Landhäuser gegeben haben. In allen heutigen Ortschaften von Oensingen bis Olten stehen römische Ruinen, was wohl auch der beste Beweis dafür ist, dass diese Orte aus gallo-römischen Siedlungen hervorgegangen sind. Schon im letzten Jahrhundert gab es durch einzelne Funde von zerbrochenen Ziegeln, Platten und Röhren Hinweise auf eine mögliche römische Siedlung in Hägendorf im Gebiet des *Santelhofes*, knapp an der Grenze zu Egerkingen. Der alte Santelhof, der dem Autobahnbau weichen musste und 1967 abgebrochen wurde, befand sich schon auf Egerkinger Boden, während die römischen Überreste auf dem Gebiet der Gemeinde Hägendorf liegen[1]. Von diesem wichtigsten Fundplatz in Hägendorf, wo alleine auch systematische Grabungen vorgenommen wurden, wird unten ausführlich die Rede sein.

Eine weitere bekannte Fundstelle ist das *Thalackergebiet*. Römische Ansiedlungsreste wurden dort schon vor über hundert Jahren gefunden, u.a. gelangte eine ge-

schliffene Platte aus fein poliertem Solothurner Marmor von einer Wandverkleidung ins Museum nach Olten[2]. 1906 wurden die Reste einer römischen Villa abgedeckt, wobei Scherben, Ziegel und Münzen zum Vorschein kamen. Ein Ziegelstück trug den Stempel der 21. Legion, die in den Jahren 45 (oder 46) -70 n. Chr. in Vindonissa ihr Lager hatte, und eine Münze das Bild des Kaisers Antoninus Pius, der 138-161 n. Chr. regierte[3]. Als 1916 ganz in der Nähe Schützengräben erstellt wurden, wurde eine (weitere?) Villa rustica ange-



Abb. 1
Bronzefibel aus der Umgebung der römischen Badeanlage im Santel. Wie der nackte Knabe und die Kugel, auf der er steht, zu deuten sind, ist bis heute umstritten und vorerst nicht auszumachen (vgl. S. 13).

schnitten und teilweise untersucht. Neben den Resten eines Bades aus Kalk fand man Ziegel, eiserne Nägel, Beschläge und Doppelhaken sowie Bruchstücke von Glas und Scherben, darunter verschiedene Stücke jener Sorte Keramik, die man mit einem modernen Begriff Terra sigillata nennt[4]. Man bezeichnet damit das feine tönerne Tafelgeschirr der Kaiserzeit, das durch seine hochrote gleichmässige Farbe charakterisiert ist und häufig mit reicher Ornamentik (sigillum) verziert ist. Im Verlaufe der Jahre wurden noch zwei weitere Münzen des Kaisers Vespasian (69-79 n. Chr.) und eine des Kaisers Constantinus II. (337-340 n. Chr.) gefunden. Die letztere ist besonders interessant, weil sie darauf schliessen lässt, dass die römische Villa im Thalacker noch in spätrömischer Zeit bewohnt war[5]. Eine bisher letzte kleine Notgrabung wurde bei der Errichtung des Fuss- und Radweges im Juni 1986 vorgenommen. Es kamen lediglich Leistenziegel und einige Keramikfragmente zum Vorschein[6]. Noch nicht publiziert sind die Ergebnisse der Grabungen auf dem jetzigen Turnplatz aus den Jahren 1963-66, die zur Feststellung eines römischen Badegebäudes und des Westteils eines Wohnhauses führten[7]. Auch in der Fortsetzung vom Thalacker, im Kreuzlifeld, nördlich der Kantonsstrasse bis hin zum Gebiet der SBB-Oberbauwerkstätte, wurden Spuren einer römischen Ansiedlung festgestellt.

In nicht wenigen Schweizer Dörfern steht die Kirche auf den Ruinen einer römischen Villa rustica, die jeweils den Mittelpunkt eines grossen Bauerngehöftes bildete. Mit dem römischen Namen «villa» bezeichnete man nämlich nicht etwa wie heute nur ein Gebäude, der Begriff umfasste vielmehr einen ganzen landwirtschaftlichen Betrieb. Auch in Hägendorf wurden schon voriges Jahrhundert Ziegelfunde aus der *Umgebung der Kirche* gemeldet[8], und bei der kürzlichen Sanierung der südlichen Stützmauer des Friedhofes (1986) sollen römische Leistenziegel gefunden worden sein[9], doch scheint es sich eher um Streufunde zu handeln, als dass man auf eine durchgehende Besiedlung schliessen darf. Schon früh gab es auch Funde im Gebiete des *Nellenackers*. So soll beim Bau eines Hauses (1895) eine ausserordentliche Menge römischer Leistenziegel zum Vorschein gekommen sein. Die Arbeiter hätten allerdings, wie Lehrer Meinrad Borer aus Rickenbach berichtete, alles kurz und klein geschlagen, noch bevor der Baumeister habe eingreifen können. Auch in der Grube der damaligen Ziegelei Schibli wurden römische Schuttfunde entdeckt, so dass man auf eine nahegelegene römische Anlage schliessen darf[10].

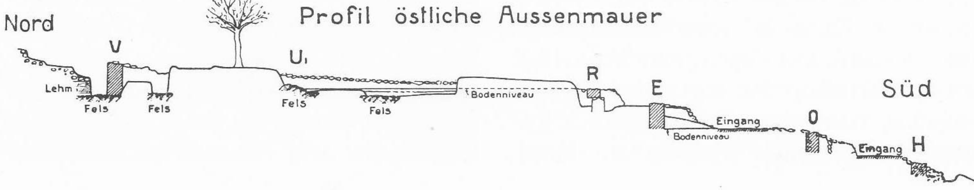
Villa rustica im Santel

Landwirt Adolf Flury (1870-1943) vom Santelhof wusste, dass unweit seines Hofes Mauern im Boden steckten. Zu Anbauten am Wohnhaus entfernte er von einem Mauerwerk etwa 20 Fuder Steine. Die

Steine seien gut geformt gewesen und hätten sich vortrefflich als Baumaterial verwenden lassen. Wer sich beim Anblick einer imposanten Burgruine oder anderer historischer Bauruinen schon gefragt hat, wohin die vielen abgetragenen Steine gekommen sind, erhält hier anhand eines kleinen Beispiels eine allgemein gültige Antwort. So finden sich im ganzen Baselbiet Steine aus der Römerstadt Augusta Raurica, und niemand hätte bis vor relativ kurzer Zeit an einem solchen Vorgehen Anstoss genommen. Im Herbst 1932 grub der Santelhofbauer wieder nach Steinmaterial und legte dabei ein grösseres, noch hoch aufragendes Mauerwerk frei. Jetzt benachrichtigte Adolf Flury, der in der Folge an den Ausgrabungen grosses Interesse zeigte und «allen denkbaren Vorschub leistete», einen Lehrer in Egerkingen, der seinerseits den Kantonsarchäologen, Professor Tatarinoff, auf den Plan rief. Sondierungen und Probelöcher ermutigten diesen, die ganze Anlage durch systematisches Ausgraben freilegen zu lassen[11].

Nach zwei intensiven Grabungen war der Grundriss des ganzen Gebäudes gewonnen (Abbildung): Die erste Grabung dauerte

Abb. 2
Zwei Grabungskampagnen in den Jahren 1933 und 1934 brachten den ganzen Grundriss einer Villa rustica im Santel zutage.
Um einen grossen Binnenhof, der rings von soliden Aussenmauern umgeben war, gruppieren sich grössere und kleinere Räume, die vorwiegend Wirtschaftszwecken dienten.



einen ganzen Monat (2. Okt.–2. Nov. 1933) und legte vor allem den südlichen Teil der Anlage frei. Mit sechs Arbeitern lief am 6. August 1934 die zweite Kampagne an, die den ganzen römischen Gutshof zu Tage brachte. Auf sehr unebenem Terrain, das für den Bauherrn zum Teil Auffüllungen bis zu zwei Metern nötig gemacht hatte, erhob sich einst eine grössere Hofanlage von ungefähr quadratischem Grundriss (ca. 42 m x 42 m). Der obere Teil bestand aus einem grossen, zentral gelegenen Hof, der auf allen Seiten von kleinen oder grösseren Räumen umgeben war. Während die meisten Räume Wirtschaftszwecken dienten, gab es auf der Westseite wohl auch Wohnräume; ein Raum ist sicher als Küche erkannt worden. Der Zugang zum freien Hof erfolgte von Süden her durch eine mit Kies bedeckte, ziemlich steile Rampe. Ein gut erhaltener separater Eingang mit Holzschwelle führte vorbei an Kellerräumen in die seitlichen Wohn(?)räume im Westen. Besonders an der Westfront konnten eindeutig Fenster in regelmässigen Abständen nachgewiesen werden. Da am Bau viel Holz verwendet wurde, mussten auch nach der Ausgrabung einige Fragen offenbleiben. So liess sich die Frage nicht lösen, ob der Hof in der Mitte ganz frei war oder ob teilweise den eingemauerten Räumen nach Art einer Veranda Räume vorgelegt waren, deren Dach von Holzpfosten getragen wurde. Leider konnten keine Portamente erkannt werden, auf denen Holzpfosten ruhen konnten. Die Seitenräume waren bestimmt mit Holzböden versehen und mit Ziegeln überdacht. Der untere Teil des Gebäudes war terrassenförmig über dem Hang errichtet. Die Hohlräume unter der Plattform dienten als Schöpfe für Wagen und Geräte aller Art und als Ställe. Der

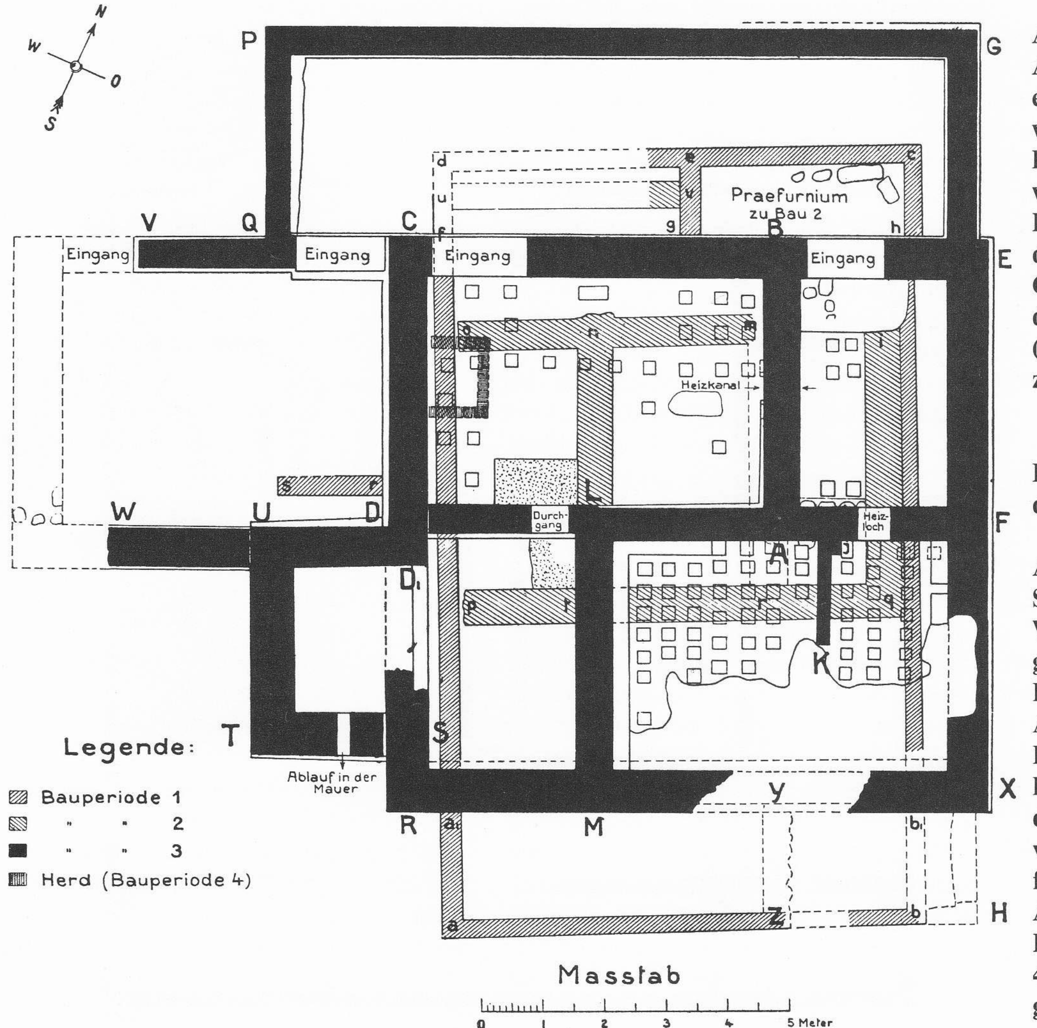
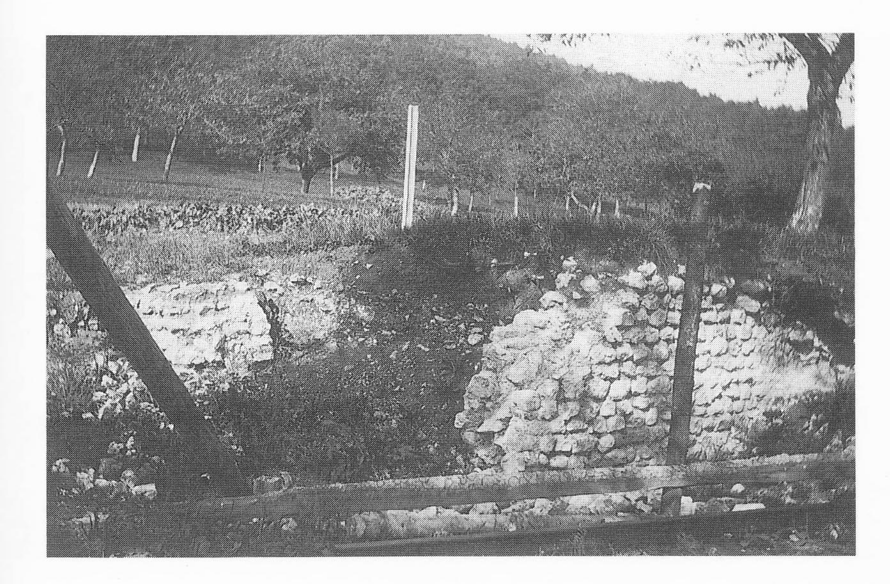
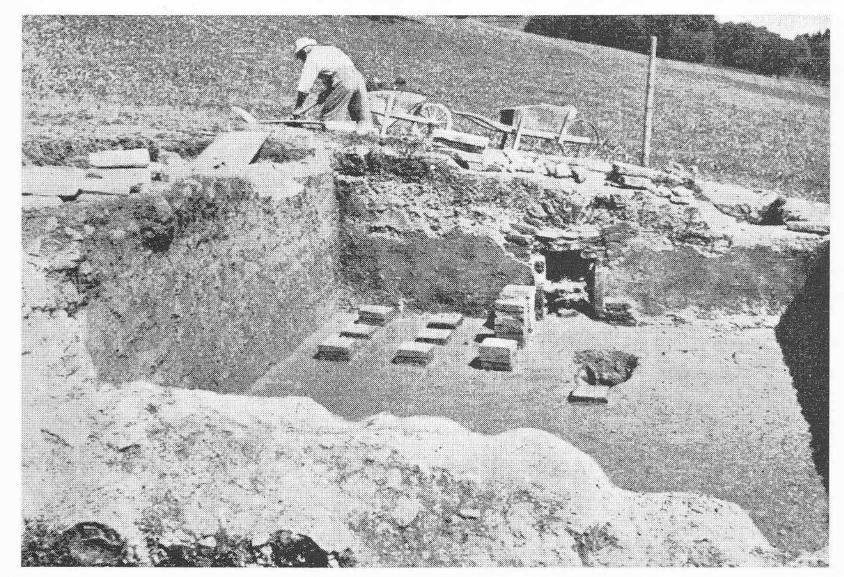


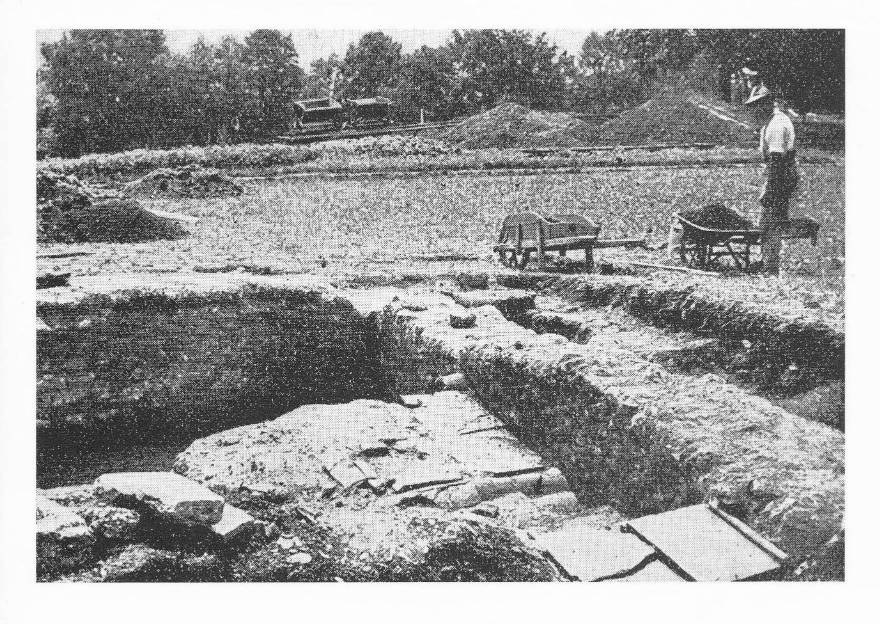
Abb. 3
Als 1934 auch die Überreste eines Badehauses freigelegt wurden, stand fest, dass der Besitzer der Villa rustica ein wohlhabender Herr war. Die vier Bauphasen zeigen die lange und wechselvolle Geschichte dieses Gebäudes, das in der dritten Phase (2. Jh. n. Chr.) seine Glanzzeit erreicht hat.

Drei Fotos aus der Zeit der Ausgrabungen:

Abb. 4
Sehr gut geschichtete, solide Wände sind zum Vorschein gekommen (Villa rustica, Ecke A)
Abb. 5
Der «Hauptraum» des Badehauses (ABCD) mit dem überwölbten Heizloch, von Westen gesehen, ist freigelegt.
Abb. 6
Herd und Eingang aus der 4. Bauperiode, von Norden gesehen.







Architekt musste offenbar mit starkem Druck und auch mit Wasser rechnen; dies erklärt, warum die Mauern gegen Süden hin dicker wurden.

Eine unerwartete Entdeckung

Aus seiner Jugend wusste Landwirt Flury, dass unweit des ausgegrabenen Gutshofes ebenfalls Steine in grosser Menge und auch Backsteinplatten («Blöchli») herausgenommen worden waren. Auf seinen Rat hin zogen die Ausgräber (1934) etwa 30 Meter nordöstlich des bisherigen Grabungsgeländes einen Sondiergraben und wurden sofort fündig. Es waren die Überreste eines vom Hauptbau vollständig getrennten *Badegebäudes*. Diese Entdeckung rückte den Besitzer dieser Villa (einen Stationsbeamten?) in ein anderes Licht. Es musste sich offensichtlich um einen wohlhabenden Herrn gehandelt haben. Einen solchen Luxus konnte sich wahrlich nicht jedermann leisten. Wir kennen jedenfalls in unserer Region nur ein solches Beispiel, nämlich in Dulliken. Nicht einmal der grosse und einträgliche Hof auf der Römermatte bei der Hammermühle in Olten besass ein solches Badehaus. Vier verschiedene Bauphasen konnten unterschieden werden. Ein etwa 30 Zentimeter dickes Mäuerchen trug die Holzwände für ein erstes Gebäude, das noch nicht als Badehaus diente. Weil entsprechende Funde fehlen, können die Entstehungszeit und der Verwendungszweck nicht genau festgelegt werden. Durch einen Umbau entstand dann zuerst ein kleines Badehaus mit nur einem kleinen Caldarium (Heissbad) für eine Wanne. Den Höhepunkt der Baugeschichte bildete die dritte Phase (2. Jh.), während der wieder verschiedene Änderungen vorgenommen wurden. Zum Badehaus gehörten nun ein eigener Heizraum und ein Holzmagazin. Ein schön gemauerter und mit einem Bogen von Backsteinen versehener Heizkanal führte unter den zentral gelegenen «Hauptraum» (Tepidarium [?], laues Bad), der so geheizt wurde (Hypokaust). Aufgrund der gefundenen Fragmente darf man weissrote, lineare Bemalung der Wände annehmen, Spuren von bildlichen Fresken dagegen fanden sich nirgends. Der Boden war schön mit Ziegelmörtel verkleidet. Weitere Räume, die zu einer römischen Badeanlage

gehörten, konnten ebenfalls festgestellt werden: eine Wanne, die als Kaltwasserbad diente (Frigidarium), ein heisses Bad (Caldarium) und ein Ankleideraum (Apodyterium). Reste von Abdrücken bewiesen, dass die Zuleitung und der Abfluss nicht in Ton- oder Bleiröhren, sondern in Holzröhren erfolgte.
Mit der dritten Phase hörte die Glanzzeit des Bades auf, es wurde aber nicht ganz verlassen. Wie sich aus einer Herdstelle schliessen lässt, wurden diese Räume in späterer Zeit als Wohnräume benützt. Hängt dieser Wechsel mit dem Wechsel der politischen Situation zusammen? Zu Beginn des 3. Jahrhunderts erfahren wir nämlich erstmals aus der schriftlichen Überlieferung von einem aus verschiedenen Germanenstämmen zusammengewürfelten Stamm, der sich Alamanni nannte. Dieser Stamm verbreitete in unserer Gegend viel Schrecken und Unheil. Zuerst unternahm man Raubzüge ins römische Gebiet, später, als das Weströmische Reich unter den anstürmenden Völkern aus dem Norden zusammenbrach, siedelten sich die Alamannen in unserem Gebiet an. Benützte also eine Alamannenfamilie den ehemals römischen Baderaum als Wohnhaus? Allzu gerne würden wir diese naheliegende Vermutung bestätigt sehen, weil wir gerne mehr wüssten, wie weit die neuen Ankömmlinge ehemalige Wohnsitze übernahmen, wie weit es also eine Kontinuität in der Besiedlung gab. Leider erlauben aber die Fundverhältnisse diese Schlussfolgerungen nicht. In der ganzen Anlage, Villa und Bad, wurde keine einzige Scherbe und keine Münze, überhaupt gar nichts gefunden, was mit Sicherheit in eine Zeit nach dem 2. Jahrhundert datiert werden dürfte. Wir haben also nicht einmal gesicherte Hinweise auf eine spätrömische Besiedlung, geschweige denn auf eine frühgermanische.

Kosten der Ausgrabung

Die Kosten der beiden Ausgrabungskampagnen, die in einer wirtschaftlich denkbar ungünstigen Zeit stattfanden, beliefen sich auf ca. Fr. 5000.—. Dabei entfielen auf die Landentschädigung und auf die Löhne allein Fr. 3000.—, wobei die Oberleitung nur die Reisespesen verrechnete.

Folgende Beiträge wurden geleistet:

Museum Solothurn	**1000.—**
Museum Olten	**400.—**
Museumsgesellschaft Balsthal	**100.—**
Historischer Verein	**400.—**
Schw. Ges. f. Kunstgeschichte	**440.—**
Staatsbeitrag	**500.—**
Gemeinde Hägendorf	**100.—**
Kredit für Arbeitsbeschaffung bei Anstellung Stellenloser	**188.—**
	3128.—

Der Rest musste mit Spenden finanziert werden.

War im Santel eine Mutatio?

Mit grösster Wahrscheinlichkeit fällt die erste Bauperiode des Gutshofes im Santel in den Anfang des ersten Jahrhunderts. So frühe Anlagen von solcher Ausdehnung sind selten, weshalb Professor Tatarinoff vermutete, dass dieser Hof nicht nur landwirtschaftlichen Zwecken diente, sondern dass es sich um eine Mutatio, einen Stationsposten, gehandelt hat, wo Pferde und Maultiere bereitstanden. Im Santelgebiet zweigte nämlich ein fahrbarer Weg von der grossen Heeresstrasse ab und führte durch den Santelgraben auf die Höhe zum Taubenbrunnen und weiter zum Oberen Hauenstein. Der Weg ist jetzt noch als Hohlweg erkennbar mit Radspuren und Ausweichstellen und teilweise mit Kieselboden belegt. Zudem wurden auch auf der Höhe, im sogenannten Unterwald, Überreste eines römischen Gebäudes festgestellt (Ziegelei?), das offenbar direkt vom Santel aus erreicht wurde. Bei den gewaltigen Truppenbewegungen der Römer gegen die Rheingrenze und den damit verbundenen Nachschubproblemen ist es gut denkbar, dass die Römer jede verfügbare Süd-Nord-Linie einrichteten, um in möglichst breiter Front durch das Juragebiet vorzustossen. So könnte im Santel sehr wohl zuerst eine Etappenstation gewesen sein, und später wäre aus dieser Relaisstation ein Gutshof mit privater Badeanlage erwachsen. Leider konnte der genaue Verlauf des Weges nicht weiter untersucht werden, weil

die Kosten dafür die bescheidenen Mittel übertroffen hätten. Aus dem gleichen Grunde war es auch nicht möglich, die Ausgrabungen zu konservieren. Besonders das interessante Badegebäude hätten die Archäologen gerne dem Publikum erhalten.

Doch noch ein seltener Einzelfund

Die recht spärlichen Funde, die die beiden Ausgrabungskampagnen zu Tage gebracht hatten, waren für die Archäologen sicher eine herbe Enttäuschung. Neben vielen als Schutt oder Trümmer zu betrachtenden Bauteilen war die Keramik am reichsten vertreten, allerdings mit keinem einzigen ganzen Stück. Dazu kamen noch einige Fibeln, so nennt man Gewandschliessen, die die Funktion einer Sicherheitsnadel hatten. Eine Glasscherbe von einer Prunkschale wies erneut auf gute ökonomische Verhältnisse hin, und eine Nemaususmünze (Nîmes) bestätigte die Datierung ins erste Jahrhundert. Die Menschen haben diese Anlage offensichtlich allmählich verlassen und mitgenommen, was noch brauchbar war. Um so grösser muss die Genugtuung für die Ausgräber gewesen sein, als später neben Münzen, die einen neuen Beleg für die zeitlich frühe Ansetzung der Villa im Santel gaben, zwei weitere schöne Fibeln gefunden wurden, darunter eine, die in ihrer Art einzigartig ist[12]. Zuerst kam bei der Wiedereindeckung des Schuttes eine kreisförmige, einen Stern mit zwölf Zacken darstellende Email-Bronzefibel zum Vorschein, und einige Jahre später brachte Adolf Flury eine Figurenfibel (Bild) von 8 Zentimeter Höhe ins Museum, die in der Nähe der Badeanlage beim Hacken gefunden wurde. Diese erweckte wegen ihrer Einmaligkeit das Interesse namhafter Archäologen. Sie stellt einen nackten Knaben dar, der auf einer Kugel steht. Die Gegenstände, die zum jugendlichen Gott (oder Priester?) gehören, sind so roh geschaffen, dass sie nicht eindeutig bestimmt werden können. Die umgekrempelten Schuhe könnten ihn in den Kreis der Feld- und Hirtengötter einreihen, was gut zum Fundort passen würde. Der Gegenstand in seiner linken Hand müsste dann als (Hirten-)Stab gedeutet werden. Andere erkennen in der Linken eine Schlange und möchten den jugendlichen Mithras dargestellt sehen. Dieser Gott aus dem Osten wurde zu einem der grössten Götter Roms, sein Kult war zur Blütezeit unserer Villa der wichtigste der heidnischen Welt. Die Kugel, auf der die jugendliche Figur steht, wäre demnach die Weltkugel und wiese auf die beherrschende Stellung des Gottes hin. Vielleicht finden die Archäologen eines Tages irgendwo im weiten Gebiet des einstigen Römischen Reiches ähnliche Darstellungen wie die auf unserer Fibel. Dann erst verstehen wir wohl die Fibel von Hägendorf in ihrer ganzen Bedeutung.

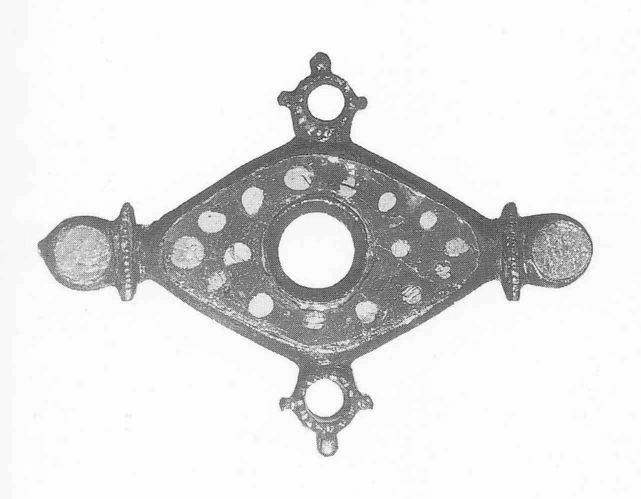
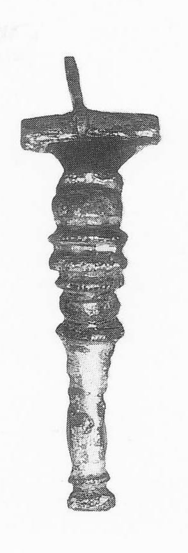




Abb. 7
Fibeln hatten die Funktion von Sicherheitsnadeln. Drei schöne Exemplare aus dem Gutshof im Santel.

Das Hägendörfer Gemeindewappen

Immer wieder taucht die Frage nach Herkunft und Bedeutung von Gemeindewappen auf. Eine diesbezügliche Antwort für das Wappen von Hägendorf kann nicht in einem Satz gegeben werden.



Abb. 1
Die älteste bekannte Darstellung eines Hägendörfer Wappens ist auf einem Brett der Feuerspritze von 1840 aufgemalt. Die ursprünglichen Farben, roter Schild mit gelb und schwarz gegengesparrtem Pfahl, sind nicht mehr zu erkennen. Schildform: Früh-Renaissance.

Die Wappen haben ihren Ursprung im Kriegswesen des 12. Jahrhunderts. Zur damaligen Ritterrüstung trug man neu einen Helm, der Kopf und Gesicht vollständig bedeckte. Um im Kampf von Freund und Feind auf Distanz erkannt zu werden, bedurfte es eines auffallenden Zeichens an gut sichtbarer Stelle. Der Kampfschild war dafür am besten geeignet. Diese persönlichen Kennzeichen, gleichzeitig auch Symbole der Zugehörigkeit zum Stand der Freien und der Waffenfähigen, wurden bald erblich. Das Wappenwesen nahm so seinen Anfang.

Gemeindewappen wozu?

Hägendorf besass über Jahrhunderte kein eigenes Wappen. Wozu auch? Das Dorf gehörte seit 1415 zum Untertanengebiet von Bern und Solothurn. 1463 bestimmten nur noch die Gnädigen Herren von Solothurn, beziehungsweise ihr Vogt auf Neu-Bechburg in Oensingen, über das rechtlose Landvolk. Erst nach dem Sturz der Alten Herrschaft, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, erhielten die Landgemeinden eine gewisse Autonomie. Bestimmt wurde dadurch das Selbstbewusstsein der Dörfler gestärkt und das Bedürfnis nach deutlicher Abgrenzung von den Nachbargemeinden geweckt.
Auf diese Weise mögen viele Dorfwappen entstanden sein. Städtewappen sind in der Regel wesentlich älter.

Das erste Wappenbild

Die erste bekannte Darstellung des Hägendörfer Wappens findet sich auf der 1840 erworbenen Feuerspritze. Das ist kein Zufall. Laut der 1811 erlassenen Feuerordnung hatten alle Gemeinden eine eigene Feuerwehr zu bilden. Diese Mannschaften setzten alles daran, bei Feuersbrünsten im Dorf, aber noch lieber in der Nachbarschaft, ihre Schnelligkeit, ihren Wagemut und natürlich ihre Löschgerätschaften zu zeigen.

Dass letztere mit dem Wappen geschmückt waren, erwies sich in zweifacher Hinsicht als vorteilhaft: Zum einen konnte im Durcheinander der Rettungs- und Löschaktionen die Arbeit der einzelnen, damals noch nicht uniformierten Korps besser geführt, aber auch beobachtet, bestaunt oder kritisiert werden. Zum andern bestand beim Rückzug kein Zweifel über das Eigentum der Geräte.
Dieses erste Wappen auf einem Holzbrett des Wasseraufnahmebehälters der Schöpfspritze von 1840 soll laut alten Beschreibungen ein fünffach gelbschwarz gegengesparrter Pfahl in rotem Schild sein. Heute ist dieses Wappen nicht wieder zu erkennen (Abb. 1). Was ist geschehen? Vermutlich wurde die alte Bemalung mit einem schützenden Firnisanstrich versehen, der mit den Jahren vergilbte. Dadurch erscheinen die ursprünglichen Farben verfälscht. Eine fachmännische Restauration könnte hier Abhilfe schaffen. Der Pfahl, eine häufig verwendete und in Farbe und Form vielfach variierte Schildteilung, scheint auf die Bedeutung des Ortsnamens Hägendorf

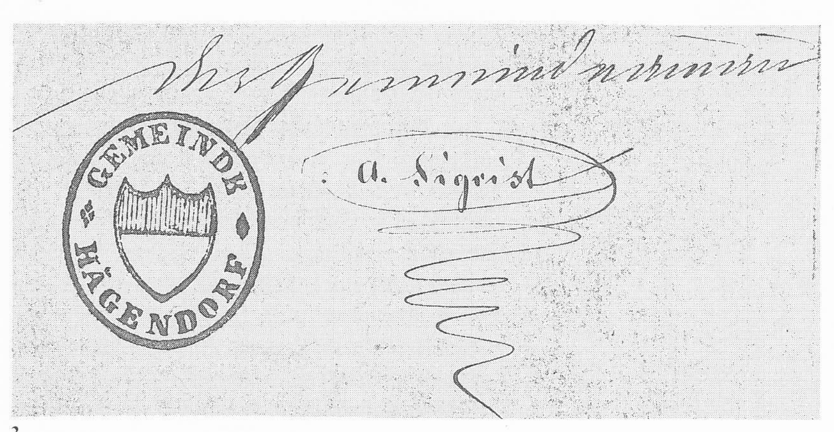


Abb. 2
Die Feuerwehr-Kommandolaterne von 1860 zeigt ein ganz anderes Gemeindewappen: Schildform englisch; Schildteilung: fünffach waagrecht in Rot und Weiss.

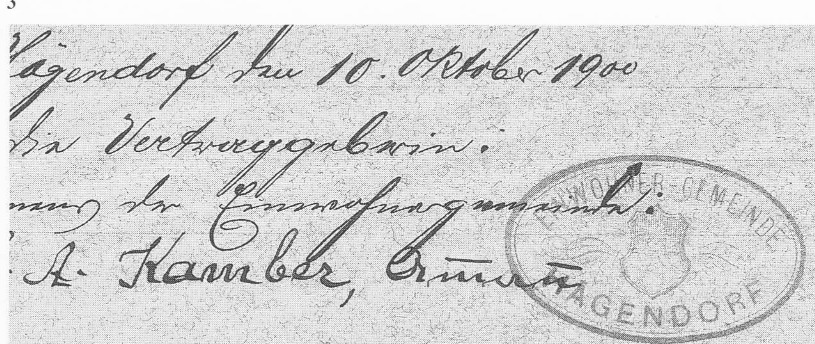
(Hag, Hecke, Zaun) Bezug zu nehmen. Auf der nur zwanzig Jahre jüngeren Rundelle, einer Kommandolaterne der Feuerwehr, ist ein mit «Gemeinde Hägendorf» überschriebenes Wappen aufgemalt (Abb. 2), das keinerlei Aehnlichkeit mit dem Wappenbild auf der Feuerspritze aufweist. Der Schild ist fünffach waagrecht, in der Mitte gegen oben geschwungen, geteilt. Die Farben sind Rot und Weiss.

Stempel

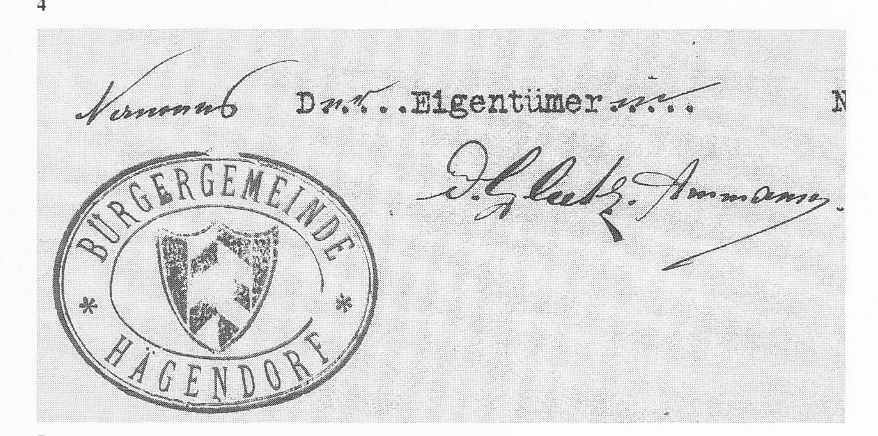
Aus dem vorigen Jahrhundert sind nur die beiden unterschiedlichen Wappen bekannt. Die Suche nach alten mit einem Gemeindestempel versehenen Schriftstücken war nicht sehr ergiebig. Eine 1867 vom damaligen Ammann Augustin Sigrist unterzeichnete Vollmacht trägt erstmals einen Stempelabdruck der Gemeinde Hägendorf. Allerdings zeigt er das Kantonswappen (Abb. 3). Dieser Stempel wurde bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts verwendet. Gemeinde- und Bürgerammann C. A. Kamber benutzte 1895 einen ähnlichen Stempel (Abb. 4) für die Einwohnergemeinde. Ammann Otto Glutz setzte im Juli 1913 Unterschrift und Bürgergemeinde-Stempel unter einen Vertrag, der den Genietruppen den Bau einer Feldbefestigung auf dem Schlifikopf erlaubte (Vergl. «Hägendorf während des ersten Weltkrieges»). Das im ovalen Stempelbild dargestellte Wappen (Abb. 5) hat grosse Ähnlichkeit mit dem «Feuerspritzenwappen». Es scheint sich hier um einen alten (den ersten?) Bürgergemeindestempel zu handeln, denn bereits 1908 war bei beiden Gemeinden ein gleich gestalteter modernerer in Gebrauch (Abb. 6 und 7). Dieses feingeschnittene Bild zeigt eine weitere Variante des Gemeindewappens: Der Schild ist gespalten und fünffach gegengesparrt. Im Gegensatz zum alten Bürgergemeindestempel, der nur schwarze und weisse Flächen aufweist, kann hier deutlich die den Farben zugeordnete heraldische Schraffierung ausgemacht werden. Die senkrechte Schraffur steht für Rot, die senkrecht-waagrechte für Schwarz. Diese Farbkombination ist regelwidrig! Eine Grundregel der Heraldik verlangt, dass Farben (Rot, Blau, Grün oder Schwarz) und Metall (Silber = Weiss oder Gold = Gelb) im Wechsel verwendet werden müssen.



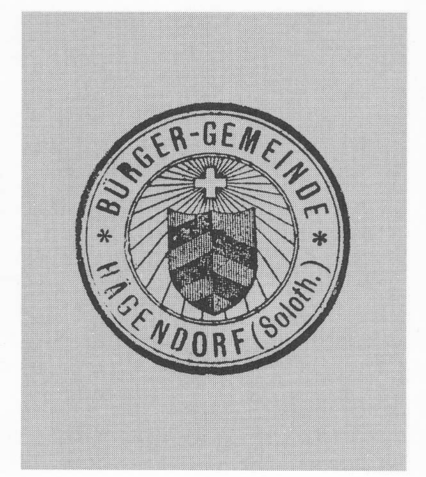
3



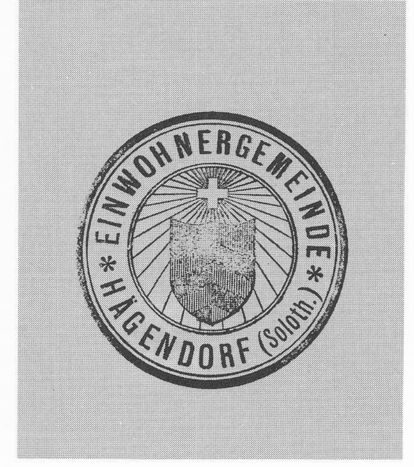
4



5



6



7

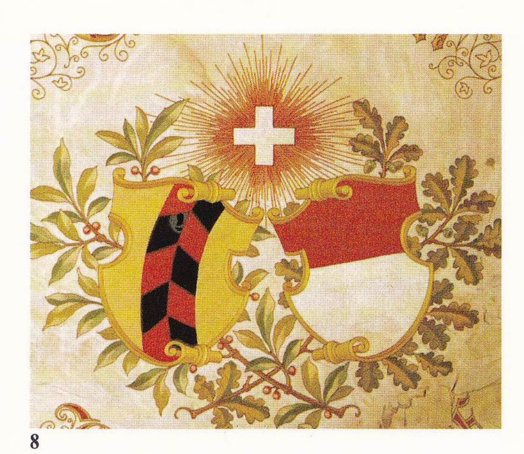
Abb. 3
Das früheste Dokument mit einem Gemeindestempel stammt aus dem Jahre 1867. Er zeigt das Kantonswappen in einer Schildform des 16. Jahrhunderts.
Abb. 4
Noch im Jahre 1900 benutzte man einen Gemeinde-Stempel mit dem Kantonswappen.
Schildform: Renaissance.
Abb. 5
Das Wappen in diesem Bürgergemeinde-Stempel hat die gleiche Schildteilung wie das «Feuerspritzenwappen». Der Stempel wurde noch 1913 benutzt, obwohl bereits 1908 ein anderer in Gebrauch war.
Abb. 6 und 7
Bürger- und Einwohnergemeinde benutzten ab 1908 den gleichen Stempel. Das scharf gestochene Wappen weist die heraldische Schraffierung auf: senkrecht entspricht Rot, senkrecht und waagrecht entspricht Schwarz.
Schildform: englisch, Schildteilung: gespalten, fünffach gesparrt.
Abb. 8
Der Turnverein (ETV) weihte 1914 sein erstes Vereinsbanner ein. Das Gemeindewappen zeigt eine neue Farbvariante: Schild gelb, Pfahl rot und schwarz.
Schildform: Renaissance.
Abb. 9
Die Fahne des Männerchors «Liederkranz» (1920) und des Schützenklubs (1924), sind in der Machart sehr ähnlich: Maschinelle Seidenstickerei auf Seidentaft. Beide Banner tragen auch das «Feuerspritzenwappen».
Schildform: Renaissance.

Vereinsfahnen

Nach der Feuerwehr und den Behörden der Einwohner- und der Bürgergemeinde bedienten sich auch einige Ortsvereine des, beziehungsweise eines Hägendörfer Wappens; sie liessen es auf ihre Vereinsbanner sticken. 1914 weihte der Turnverein (ETV) seine erste Fahne ein. Darauf ist ein gelber Schild mit rotschwarz gegengesparrtem Pfahl zu sehen (Abb. 8). Die Fahne des Männerchors «Liederkranz» (1920) und des Schützenklubs (1924) sind nicht nur in der Machart sehr ähnlich, sie zeigen auch beide das «Feuerspritzenwappen» (Abb. 9). In der gleichen Zeit, nämlich 1922, entschied sich die Musikgesellschaft für das seit 1908 von der Einwohner- und Bürgergemeinde benutzte Stempelwappen mit dem gespaltenen Schild in fünffach schwarzroter Gegensparrung (Abb. 10). Dieses offizielle Wappenbild - von echt oder richtig darf man angesichts der vier bekannten Varianten kaum reden - ist auch in einer von der Firma Kaffee Hag AG nach 1930 veröffentlichten Sammlung schweizerischer Gemeindewappen enthalten.
Mitte der Dreissigerjahre befasste sich die Feldschützen-Gesellschaft mit der Anschaffung eines neuen Banners. Der leidigen Sache um das «echte» Wappen überdrüssig, führte der Verein eingehende Abklärungen durch und forderte von den Gemeindebehörden eine Bereinigung.

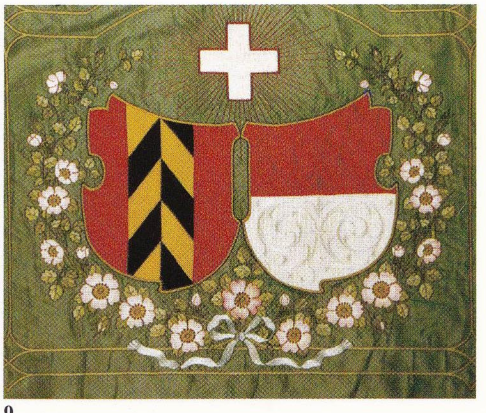
Das neue Gemeindewappen

Keines der bisher verwendeten Gemeindewappen erwies sich als ursprünglich und unverwechselbar. Die beiden Pfahlvarianten (Abb. 1, 8 und 9) haben grosse Aehnlichkeit mit dem Gemeindewappen von Valangin im Kanton Neuenburg: In Rot ein goldener Pfahl mit drei schwarzen Sparren. Der Vorschlag der Feldschützen, es sei fortan das Wappen der Edlen von Hägendorf (Abb. 11) zu führen, wurde am 28. Juni 1937 vom Gemeinderat wohlwollend aufgenommen. Vor einem endgültigen Entscheid wollte man jedoch eine amtliche Bestätigung einholen. Noch im gleichen Jahr weihten die Feldschützen ein mit diesem Wappen geschmücktes Vereinsbanner ein. Ratlosigkeit herrschte allerdings, als der Staatsarchivar Dr. Kälin die Uebernahme dieses Familienwappens durch die Gemeinde ablehnte. Durch die Gutachten des Rickenbacher Lehrers Meinrad Borer und des Stadtpfarrers Nünlist in Bern bestärkt, bestimmte die Gemeindeversammlung vom 18. Juni 1938 das Wappen der «von Hägendorf» zum offiziellen und alleingültigen Gemeindewappen. Die Kantonsregierung bestätigte ohne weiteres diesen Beschluss. So kamen die Hägendörfer zu ihrem neuen Gemeindewappen, gerade noch rechtzeitig für die Landi 1939, wo in einem imposanten Wimpelwald die Wappen aller Gemeinden zu sehen waren.


8



9





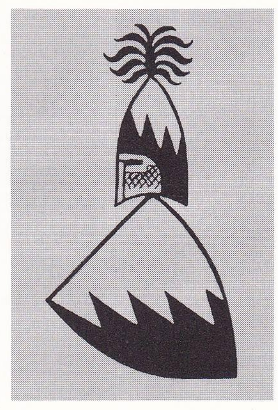


Abb. 10
1920 weihte die Musikgesellschaft Hägendorf-Rickenbach eine Fahne mit dem Wappen ein, das von der Einwohner- und Bürgergemeinde auf ihren Stempeln benutzt wurde (vergl. Abb. 6 und 7).
Abb. 11
Das Wappen der Herren von Hägendorf nach der Zürcher Wappenrolle. Schildteilung: durch Spitzenschnitt (4½) schrägrechts geteilt von Weiss und Schwarz. Schildform: gotisch. Kleinod: Spitzmütze mit Schildbild und Hahnenfederbusch.

Wer waren die Edlen von Hägendorf?
Paul Hofer († 1972), der passionierte Erforscher unserer Lokalgeschichte, ist dieser Frage nachgegangen. In der von der Bürgergemeinde 1966 herausgegebenen Schrift «Die Edlen von Hägendorf» schreibt er einleitend: «Von den beiden Hägendorfer Rittergeschlechtern, den Edlen von Hägendorf und den späteren Nünlist, treten die ersteren als froburgische Dienstmannen oft hervor. Ihr Heimatort, dessen Namen sie tragen, kann für sie entweder Herkunftsort, Wohnsitz oder auch bloss Besitz von gewissen Rechten daselbst bedeuten. ... So mag ein von einem Froburger in den niederen Adelsstand erhobener freier Hägendorfer Bauer als der erste gräfliche Dienstmann den Zunamen «von Hägendorf» erhalten haben und damit Begründer dieses Geschlechts geworden sein. Der Versuch, den Verlauf dieses Buchsgauer Rittergeschlechtes zu erforschen, erbrachte aber statt einer geschlossenen Generationenreihe nur (eine) Sammlung von Nachweisen über einzelne ihrer Mitglieder, weil ihre Familien weder so vermögend noch so einflussreich waren, dass von jeder derselben Urkunden oder auch nur Eintragungen beständen.»
Die Aufnahme in den Adelsstand berechtigte die Edlen zum Führen eines eigenen Wappens. Das Wappen der «von Hägendorf» sieht demjenigen der Grafen von Froburg sehr ähnlich. Der Schild des letzteren ist durch drei Spitzen schrägrechts geteilt. Statt schwarz ist der untere Schildteil rot. Die Vermutung liegt deshalb nahe, dass die Edlen ihr Wappen von dem ihrer Dienstherren ableiteten. Ob die Dienstmannen mit den fünf Spitzen in ihrem Wappen – eigentlich sind es nur 4½ - die gegen Süden abgestuften Höhenzüge Belchen, Gwidemflue, Drahtzieher, Burgerrain und Eggberg darstellen wollten, ist nirgends belegt. Ob Absicht oder Zufall, es ist jedenfalls eine augenfällige und treffende Interpretation des Wappenbildes.

Wappen als Gebäudeschmuck
1920 erstellten die Schützen auf der Rinderrüti in Fronarbeit ein Schützenhaus. Auf einer Fotografie aus dem Jahre 1924 sind über dem Eingang des Holzbaus drei aufgemalte Wappen zu erkennen: das Schweizer-, das Solothurner- und das Gemeindewappen. Letzteres scheint in Schnitt und Farben mit demjenigen der Turnerfahne identisch gewesen zu sein. Nach der Wappenbereinigung von 1937/38 wurden die Wappen am Schützenhaus erneuert und der Gemeindeschild entsprechend geändert. Als 1967/68 die Schiessanlage infolge des Autobahnbaus etwa 100 Meter westwärts verlegt werden musste, übernahm man den Wappenschmuck; diesmal allerdings in Jurastein gehauen (Abb. 13). Leider ist der Spitzenschnitt des Gemeindeschildes zu sehr «abstrahiert».
Bis etwa 1963 zierte eine blecherne Tellenfigur die Südfassade des Restaurant zum Tell (Abb. 12). Woran sich niemand mehr so recht zu erinnern vermochte, konnte auf einer Luftaufnahme des Gasthauses aus den Fünfzigerjahren festgestellt werden: Der Schild des Wilhelm Tell zeigt das neue Hägendörfer Wappen. Dieses kann frühestens 1937 aufgemalt worden sein. Welches Wappen schmückte das Wirtshausschild aber vorher? Auf einer wesentlich älteren Fotografie ist die Tellenfigur deutlich zu

erkennen, allerdings nur als dunkle Silhouette vor der hellen Hauswand.
Leider ist das Rätsel auch auf einer starken Detailvergrösserung nicht zu lösen. Der Schild ist quer geteilt, oben hell, unten dunkel. Es handelt sich möglicherweise um ein Fantasiewappen.
Am 1984 eingeweihten Feuerwehrgebäude und am Grundwasserpumpwerk Zelgli in Kappel (seit 1988 in Betrieb) ist das Gemeindewappen in der üblichen Schildform angebracht. Aus der Form der Bronzetafel am Werkgebäude der Bürgergemeinde lässt sich sowohl die unverwechselbare Schildteilung des Gemeindewappens als auch die für unsern Jurawald typische Hanglage ablesen (Abb. 14).
Natürlich sind heute alle gemeindeeigenen Fahrzeuge mit dem Wappen gekennzeichnet. Seit dem 25. August 1978 ist unser Gemeindewappen aber auch zwischen Basel und Chiasso, zwischen Genf und Romanshorn anzutreffen. Damals durften die Hägendörfer «ihre» Lokomotive, die Re 6/6 Nr. 11669, dem Betrieb auf dem SBB-Netz übergeben.







Abb. 12
Eine grün bemalte Tellenfigur aus Blech zierte einst die Südfassade des Restaurant zum Tell.
Abb. 13
Wappenschmuck am neuen Schützenhaus. Jurastein.
Abb. 14
Bronzetafel am Werkgebäude der Bürgergemeinde. An der Form der Tafel lässt sich sowohl die unverwechselbare Schildteilung des Gemeindewappens als auch die charakteristische Hanglage unseres Jurawaldes ablesen.
Entwurf: Hans A. Sigrist, Gestaltung: Pierre Banholzer.

Hägendorf während des ersten Weltkrieges

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts nahm in Hägendorf eine Phase des Aufbruchs ihren Anfang. Die Bevölkerungszahl wuchs schneller als bisher. Dies wirkte sich in einer vermehrten Bautätigkeit aus. Eigentliche Neubaugebiete waren das Bahnhofquartier und das Kohlholz. Mit der Bevölkerung wuchs auch die Schülerzahl. Im Schulhaus wurde es eng. Die 1905 eröffnete zweiklassige Bezirksschule war provisorisch im ersten Stock des Wirtshauses zum Schlüssel untergebracht. Der Gemeinderat befasste sich mit der Standortfrage für einen Schulausneubau. Besonders tiefgreifend veränderte die Technik das Leben im Dorf und im Haus. Die 1896 erstellte Trinkwasserversorgung machte u.a. die Waschhäuser überflüssig; zwei wurden bereits kurze Zeit später abgebrochen. Im Gegensatz zu den ersten im Jahre 1900 eingerichteten Telephonstationen erfreute sich die 1908 im Dorf eingeführte Elektrizität grosser Nachfrage. Glühbirnen erhellten nun die nächtlichen Dorfgassen und Elektromotoren hielten in Landwirtschaft und Gewerbe Einzug. Auch im Verkehrswesen wurden neue Bedürfnisse wach. Der Ruf nach vermehrter Bahnfrequenz, insbesondere nach einem Nachtzug, war unüberhörbar. Zudem wurde der Ausbau der Gäubahn auf Doppelspur gefordert. Im Anschluss an den Bau der Strasse zu dem 1910 eröffneten Sanatorium Allerheiligenberg machte man sich daran, das steilste Stück des Kirchrains abzutragen um den Fuhrwerken, der Pferdepost und den neu aufkommenden Automobilen die Bergfahrt zu erleichtern. Allerdings häuften sich schon damals Klagen über Auto- und Töffraserei und verschiedene Gemeinden erwogen ernsthaft das Errichten von Barrikaden!
Dieser Aufbruch in eine neue Zeit wurde durch das Attentat von Sarajewo am 28. Juni 1914 jäh gestoppt. Fünf Wochen danach stand Europa in Flammen.

Die Mobilmachung
Am Freitag, den 31. Juli erreichten den Gemeindeammann Otto Glutz zwei Telegramme aus Bern. Im einen befahl das Schweizerische Militär-Departement die Pikettstellung der ganzen Armee und die Vormusterung der Pferde, Maultiere und Wagen in der Gemeinde. Der sofort zusammengerufene Gemeinderat bot alle Pferdebesitzer auf den nächsten Tag um ein Uhr nachmittags zur Pferde-Vorschau auf den Bahnhofplatz auf . Im zweiten Telegramm verfügte der Bundesrat die Mobilmachung der ganzen Armee. Der erste Mobilmachungstag war auf Montag, den 3. August angesetzt. Die Landsturm-Kompanie 3/26 hatte bereits am 1. August um 2 Uhr nachmittags in Olten anzutreten. Am Sonntag bezog ein Voraus-Detachement von ca. 60 Landsturmsoldaten im Saal des Restaurants Schaad (Eisenbahn) Quartier. Der Hauptharst der Armee erreichte am Montag die vorgesehenen Aufmarschräume. Einen Tag später zogen 250 Hägendörfer Wehrmänner ins Feld. Der damals siebzehnjährige Franz Flury erinnert sich: «Ein Menschenauflauf am Bahnhof: Soldaten umringt von Müttern, Frauen und Kindern. Bewegte Abschiedsszenen. Lehrer Eugen Bloch in Landsturmuniform hält mit geschultertem Gewehr Wache beim Stationsgebäude. Der Mobilmachungszug fährt ein. Aus den Fenstern winken Soldaten...»
Die Ereignisse überstürzten sich. Erst nach dem Ausrücken der wehrfähigen Männer wurde den Familien und dem Dorf die schwierige Lage bewusst.
Zwar glaubte man wie alle Kriegsparteien an einen Blitzkrieg und hoffte mit der Mehrheit der deutschsprachigen Schweiz auf einen raschen Sieg der Deutschen. Deren Überfall auf das neutrale Belgien und der im Dorf deutlich vernehmbare Kanonendonner aus dem Elsass mehrte jedoch die Sorgen der Zurückgebliebenen.



Abb. 1
Während der Kriegsjahre war Hägendorf dauernd von Truppen belegt. Uniformierte beherrschten das Dorfbild.
Auf dem Bild posiert die Küchenmannschaft Nr. 2 des Füsilier-Bat. 49.

Zweiter von links ist der Traingefreite Julius Sigrist, Landwirt und Gemeinde-Zuchtstierhalter (vgl. Kapitel «Im Dorf fehlen die Männer» S. 33).

Das Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 3. August beweist, dass keinerlei Vorsorge für den jetzt eingetretenen Ernstfall getroffen worden war. Die Voten und Beschlüsse des Rates wirken angesichts der grossen Probleme reichlich hilflos. Das Einbringen des Emdes und der Ernte – im Augenblick die vordringlichste Arbeit – soll durch «geordnete Hilfeleistung gefördert» werden; ein sehr vager Beschluss, fehlt es doch an Männern, Pferden und Fuhrwerken! Gleichzeitig wird beschlossen, die Feldfrüchte durch Bildung einer Feldwache vor Dieben zu schützen und das mit Argwohn beobachtete Zigeunervolk durch Landjäger Grütter aus der Dorfnähe wegzuweisen. Man vergisst auch nicht, die Chilbi und die Tanzbelustigung vom nächsten Sonntag zu verbieten und stellt konsterniert fest, dass alle Bäcker des Dorfes im Feld stehen und nur teilweise Ersatz zu finden ist. Zudem reicht das vorhandene Mehl kaum für die hier einquartierten Soldaten. Lebensmittelvorräte gibt es kaum.

Feldwache und Bubenfeuerwehr

Diese unsichere Versorgungslage erklärt auch, weshalb die im Durcheinander der Mobilmachungstage beschlossene Feldwache tatsächlich aufgezogen wurde, und zwar in grossem Stil! Man teilte das Kulturland rings um das Dorf in fünf Bewachungskreise auf. Jedem Kreis stand ein Chef vor, der den Ablösungsplan der mehrstündigen nächtlichen Runden der Patrouillen festlegte. Es patroullierten jeweils zwei Mann, das heisst ein älterer Einwohner, bewaffnet mit einem vom Zeughaus ausgehändigten Gewehr, zusammen mit einem schulentlassenen Burschen. Daneben kontrollierte eine in gleicher Weise organisierte Bürgerwache die Dorfgassen, Hausgärten und Pflanzplätze. Für die Bewachung der Felder und des Dorfes waren insgesamt 80 Personen eingesetzt. Und gespasst wurde in dieser Sache beileibe nicht! Der Egerkinger Leopold von Arx, der im Eggberg beim Stehlen erwischt worden war und trotz wiederholten Warnrufen seine Flucht fortsetzte, wurde angeschossen und

musste in Spitalpflege gebracht werden. Da Egerkingen es ablehnte, die 75 Franken Behandlungskosten zu zahlen, musste sich das Oberamt einschalten.
Mit dem Ende der Ernte am 15. Oktober konnte die Feldwache aufgehoben werden. In den folgenden Kriegsjahren verzichtete man trotz der sich stetig verschlechternden Versorgungslage auf diese viel zu aufwendige Einrichtung und ermunterte dafür die Einwohner in Maueranschlägen und Inseraten zum Anzeigen von Fruchtdieben. Ausgeschriebene Belohnung: 10 Franken.
Durch die Abwesenheit der Wehrpflichtigen drängte sich auch eine Neurekrutierung und -organisation der Feuerwehr auf. Das Kommando wurde Kantonsrat Albert Studer übertragen. Seine erste Aufgabe bestand darin, zusammen mit sechs Adjutanten die vielen dem Feuerwehrdienst zugeteilten Halbwüchsigen zu einem einsatzfähigen Korps auszubilden. Nicht zu Unrecht sprach man damals von der Buben-Feuerwehr.
Obwohl der Gemeinderat anfänglich kaum das ganze Ausmass des wirtschaftlichen Einbruches abschätzen konnte, erkannte er bald, dass der Gemeinde grosse finanzielle Aufgaben erwachsen würden. Einerseits musste der mehrheitlich ungedeckte Verdienstausfall der Wehrmänner die Steuereinnahmen stark reduzieren, anderseits zeichnete sich eine sprunghafte Zunahme der Unterstützungsfälle ab. Als vorsorgliche Massnahme berief der Rat eine aus fünf Männern bestehende und mit zwei Frauen aus dem Frauenhilfsverein verstärkte Notunterstützungskommission. Diese hatte hauptsächlich die Unterstützungsgesuche von Wehrmännern in finanzieller Bedrängnis eingehend zu prüfen und gegebenenfalls nach dem von einer regionalen Ammännerzusammenkunft festgelegten Unterstützungstarif zu verfahren. So konnten Ehefrauen von Dienst leistenden Männern Fr. 1.50 und deren Kinder Fr. -.50 pro Tag in Form von Lebensmittel- oder Mietzinsgutscheinen erhalten. Diese Leistungen wurden vollumfänglich vom Bund getragen.
Um die schwache Gemeindekasse zu schonen, erhielten die unterrichtenden Lehrer nur noch zwei Drittel ihres damals ohnehin bescheidenen Lohnes ausbezahlt; der Rest wurde ihnen gutgeschrieben. Während ihrer Aktivdienstzeit erhielten sie gar nur die Hälfte in bar.
Die wichtigsten gemeindebehördlichen Massnahmen der ersten fünf Kriegsmonate, das heisst bis Ende 1914, bestanden demnach aus dem Schutz der Ernte (Flurwache), der Neurekrutierung für die Feuerwehr, der Bildung einer Unterstützungskommission und aus Sparmassnahmen (Lehrerlöhne). Der Staat hatte in der gleichen Zeit die Lebensmittelpreise limitiert, eine Erhebung über Getreide- und Lebensmittelvorräte durchgeführt und den Gemeinden verzinsliche Darlehen zu einem Zinsfuss von 5 Prozent zum Ausrichten von ausserordentlicher Armenunterstützung angeboten. Offensichtlich glaubte man noch immer an ein baldiges Kriegsende...

Die Fortifikation

Um im Kriegsfall das Eindringen fremder Truppen in das schweizerische Mittelland verhindern zu können, galt es unter anderem, die zwischen Oensingen und der Staffelegg besonders zahlreichen Juraübergänge und den Eisenbahnknotenpunkt Olten zu schützen. Der schweizerische Generalstab schätzte die strategische Bedeutung dieses Juraabschnittes so hoch ein, dass er sich noch vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges für eine Befestigung des Hauensteingebietes entschloss. Die Festungslinie wurde halbkreisförmig angelegt: von der Aare bei Obergösgen hinauf zum Wisenberg, weiter zum Belchen und wieder hinunter zum Born bei Kappel und zur Aare. Der westliche Sektor der Fortifikation Hauenstein, wie dieses Befestigungssystem damals genannt wurde, lag im Gemeindegebiet von Hägendorf, ein Umstand , der den Dorfbewohnern neben den Erschwernissen der Grenzbesetzung zusätzliche Belastungen bringen sollte.

Die Stützpunkte Balm und Schlifi

Seit der Mobilmachung wimmelte es im Dorf von Soldaten. Tagsüber karrten sie auf requirierten Fuhrwerken Schanzmaterial von der Bahnstation Richtung Gnöd. Bereits nach einem halben Monat war das Richenwil von Genietruppen verschanzt. Der Bürgerrat wurde vom Platzkommando in Kenntnis gesetzt, dass im Baumgarten (südwestlich des Richenwil) ein

Abb. 2
Ein gegen 14 Kilometer langes Schützengrabensystem mit vorgelagertem Drahtverhau, Befestigungsanlagen an strategisch wichtigen Punkten und Artilleriestellungen bildeten den westlichen Sektor der Fortifikation Hauenstein.

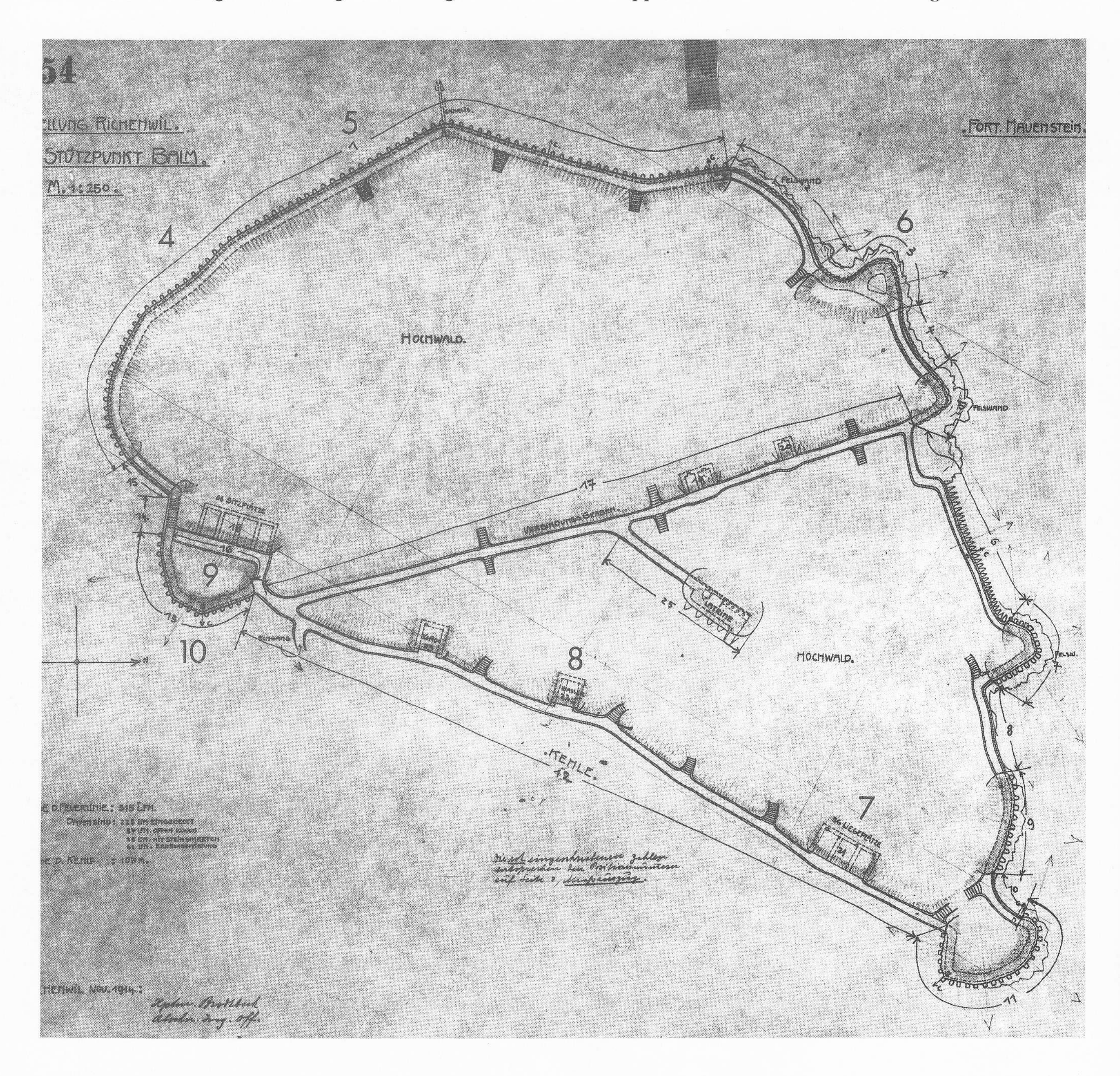


Legende:
Ausgeführte Schützengraben.
Projektierte " .
Scheinwerferstand.
Beobachtungsstand.
Artillerie-Werke 12 cm. Kan. best. u. in Ausführung.
" " 12 cm. Kan. projektiert.
7,5 cm. Feldgeschütz.
7,5 cm. " ½ Batterie.
7,5 cm " Batterie.
Gruppenbeobachtungsstand.
Gruppen-Unterkunft.
Batterie-Beobachtungsstand.
Rekognoszierter " .
Gruppen-Centrale für Telephon.
Civil-Telephoncentrale.
Kabelleitung ausgeführt.
" projektiert.
Freileitung ausgeführt.
" projektiert.
I
II
III
IV
V
VI
VII
Kdo.
Olten
Aarburg
Eptingen
Diegten
Zeglingen
Känerkinden
Buckten
Läufelfingen
Hauenstein
Wangen
Rickenbach
Hägendorf
Kappel
Boningen
Wil
Starrkirch
Wangen
Zofingen

grossflächiger Kahlschlag ausgeführt worden war und dass die dabei angefallenen zirka 500 Kubikmeter Holz binnen dreier Tage abzuführen seien. Der Waldstreifen am Nord- und Westabhang der Balm war in ein einziges Hindernis verwandelt worden, indem man die Bäume auf Brusthöhe geknickt hatte. Der Waldbesitzer, Josef Studer im Richenwil, konnte nicht einmal den Schaden abschätzen, da es ihm untersagt war, das Festungsgelände zu betreten. Nach den in grosser Eile ausgeführten Schanzarbeiten begann der eigentliche Stützpunktbau. Zivilisten wurde der Zutritt verwehrt; Geheimhaltung schien geboten!

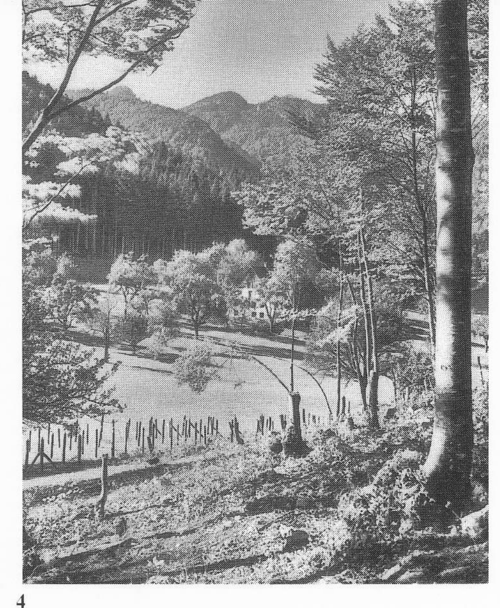
Was wurde nun eigentlich gebaut? Der im Bundesarchiv Bern verwahrte Plan gibt uns Auskunft: ein Infanterie-Stützpunkt mit einer 315 Meter langen Feuerlinie, mit 36 Liegeplätzen, 68 gedeckten Sitzplätzen, einer eigenen Wasserversorgung und Latrinen. Nimmt man die Karte zur Hand, so wird der Zweck dieser Anlage klar. Über den Jura und durch das Schlössli eindringende feindliche Truppen müssen an der

Abb. 3
Vom Infanterie-Stützpunkt Balm konnte die Strasse Schlössli–Gnöd (Abb. 4 mit Verhau und Richenwil-Hof, Abb. 5 mit Kahlschlag im Baumgarten) beschossen werden. Auch der Schlattweg lag im Schussbereich (Abb. 6). Liegeplätze, Küche (Abb. 7) und Brunnen (Abb. 8, Foto 1989) im rückwärtigen Teil des Forts.

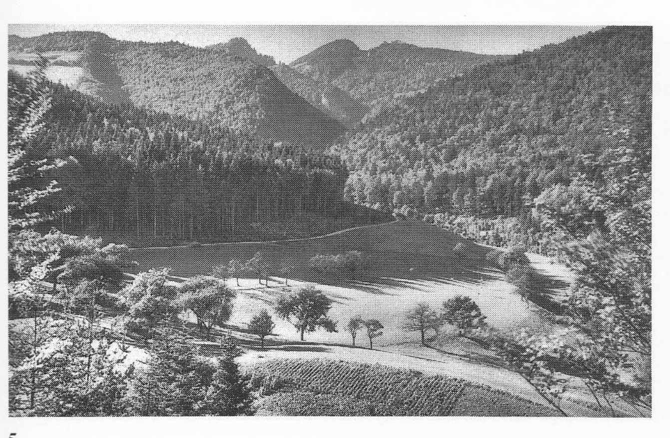


Die Unterstände für die Wachmannschaft (Abb. 9) befanden sich unmittelbar hinter der Feuerlinie (Abb. 10).

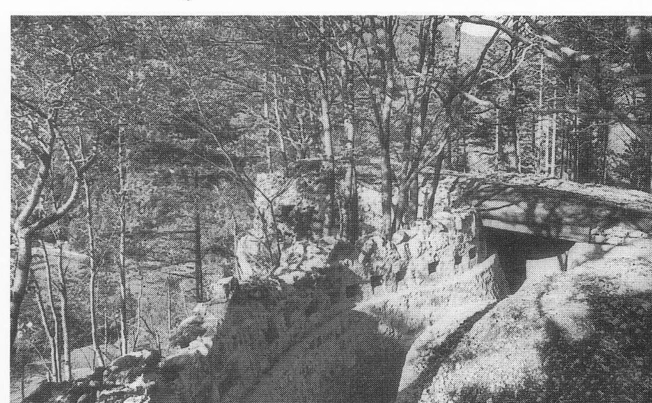
Balm vorbei. Durch den erwähnten Kahlschlag kann der Feind schon auf grössere Distanz unter Feuer genommen werden. Ein zweiter, kleinerer Infanterie-Stützpunkt enstand gleichzeitig beim heutigen Schützenhaus. Er wird mal als Stützpunkt «Schlifi», mal als «Spitzenrüti» erwähnt. Seine nach Westen ausgerichtete Feuerlinie konnte die Allerheiligenstrasse dort bestreichen, wo sie den Schutz der Chanzelflue verlässt. Auf dem Ruchen und der Gwidemflue sind noch heute die Befestigungsbauten zu sehen.



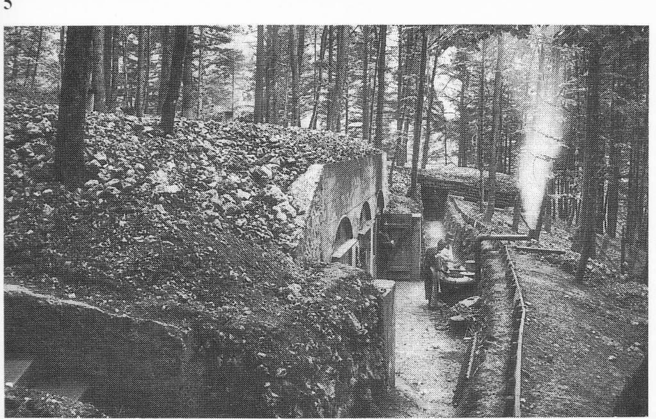
4



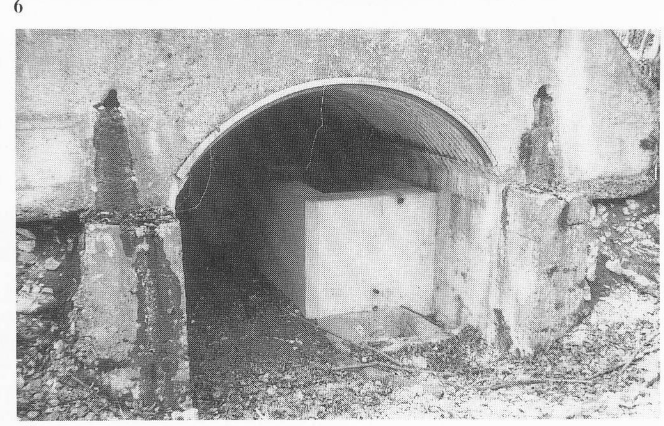
5



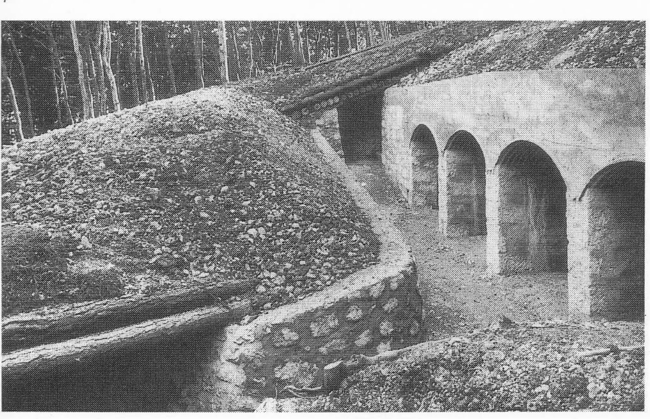
6



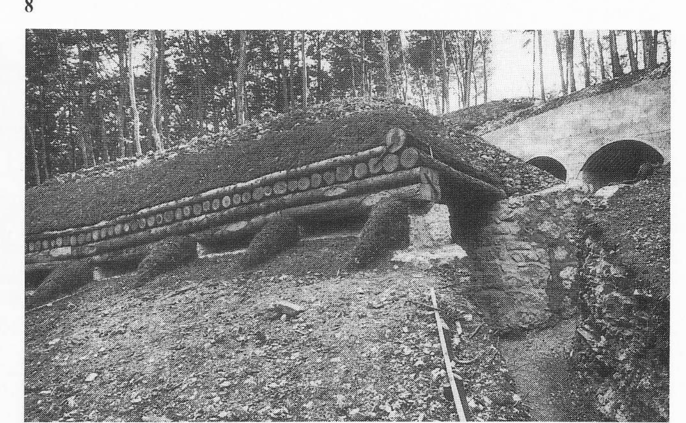
7



8



9



10

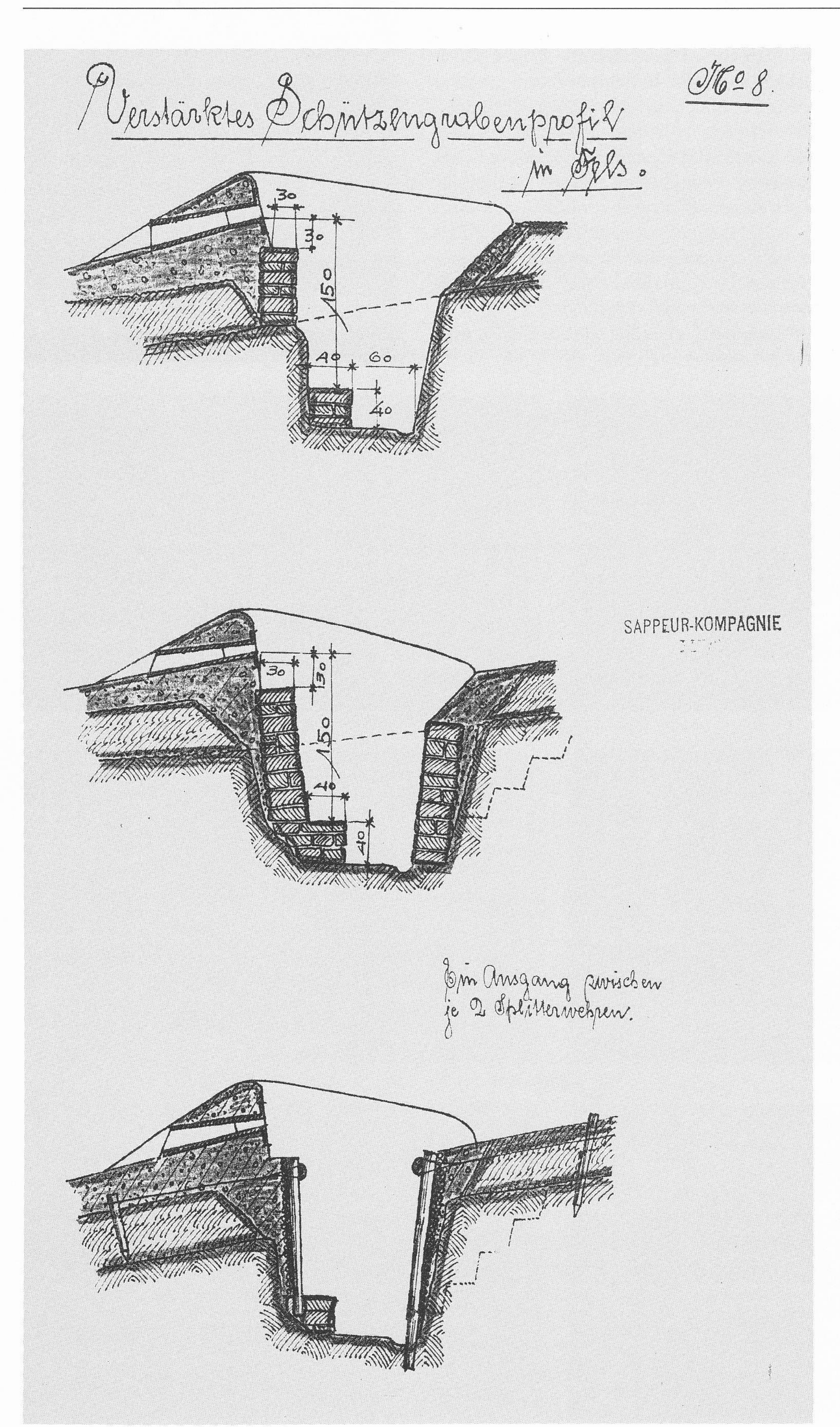


Abb. 11
Der Ausbau der Schützengräben musste dem Gelände, der Bodenbeschaffenheit und den strategischen Erfordernissen angepasst werden.

Der Schützengrabenbau

Angesichts des Kriegsgeschehens in Frankreich, erstarrte Fronten und Schützengrabenkrieg, begann man die Stützpunkte der Fortifikation Hauenstein durch ein Grabensystem zu verbinden.

Im Herbst 1915 fanden hier grosse Manöver statt, um die Wirkung der ausgeführten Anlagen zu erproben. General Wille folgte persönlich diesen Übungen. Sie vermochten ihn nicht zu befriedigen, und er verlangte die Intensivierung der Bauarbeiten. Er ordnete an, den Stellungsbau kriegsmässig, das heisst ohne Truppenarbeit und nur noch im reinen Tagbetrieb durchzuführen. Die Tag- und Nachtarbeit hatte sich als wenig effizient erwiesen. Auszugsbataillone der Divisionen, die noch keine nennenswerten Pionierarbeiten geleistet hatten, wurden zum Stellungsbau abkommandiert. Ihr Einsatz dauerte jeweils 10 Arbeitstage à 10 Stunden. Was Tausende von Soldaten und Freiwilligen mit einfachsten Arbeitsgeräten während vier Jahren schufen, ist für uns schier unfassbar! Vielleicht machen einige Zahlen die gewaltige Leistung deutlich: Das gewundene Grabensystem von der Dünnern über die Santelhöchi und den Allerheiligenberg bis zur Gwidemflue hatte eine Länge von etwa 14000 Laufmetern. Davon entfielen nur zirka 4000 Laufmeter auf offenes Land. Also gegen 40000 Quadratmeter Rodung, 10 Kilometer Grabarbeiten durch Wurzelgewirr und Juragestein in grösstenteils unwegsamem Gelände, und das bei Hitze und Kälte, bei Regen und Schneetreiben!

Mit dem Grabenaushub war es nicht getan. Je nach Gelände, Bodenbeschaffenheit und taktischen Überlegungen mussten die Grabenwände verstärkt, die Sohle entwässert, der Grabenrand mit Splitter- oder Schulterwehren versehen, streckenweise auch überdacht werden. An geeigneten Orten waren für die neu eingeführte Waffe, das Maschinengewehr, Stände einzubauen. Gräben und Stützpunkte wurden durch vorgelagerte Stacheldrahtverhaue geschützt. Hinter der Verteidigungslinie entstanden Unterkunftshütten, Material- und Munitionsdepots, Verpflegungsposten und Latrinen. Beim Grabenausbau bediente man sich wenn immer möglich des am Ort anfallenden Materials. Holz und Stein waren zur Genüge vorhanden. Trotzdem war es unumgänglich, schweres Material wie Sand, Zement, Wasser, Eisen etc. über weite Strecken herbeizuschaffen. Die bestehenden Wege waren meist schlecht; das Militär musste Strassen verbessern oder auch neue Verbindungen anlegen. Man denke zum Beispiel an die Belchen-Südstrasse.



Abb. 12
Während die durch Kulturland verlaufenden Schützengräben sofort wieder eingeebnet wurden, sind die Anlagen im Wald noch heute über weite Strecken deutlich zu sehen (Foto 1989).

Ausbau und kein Ende

Die Arbeiten am Verteidigungswerk wurden bis zum Kriegsende weitergeführt, kamen aber nicht zum Abschluss. Pläne zeigen, dass ein zweiter, 10 Meter breiter Drahtverhau zur Verstärkung des Schützengrabens vorgesehen wurde. Der Stützpunkt Homberg, eine Anlage im Felsen unter der Krete der Hombergflue mit vier Maschinengewehrständen, einer 88 Mann starken, auf Fasiswald, Allerheiligenberg und Balm ausgerichteten Feuerlinie mit dazugehöriger Unterkunft für 92 Mann, Munitionsmagazin, Küche usw. war nie gebaut worden. Zu den am stärksten befestigten Punkten der Fortifikation Hauenstein gehörte der Belchen, genauer der Ruchen und die Gwidemflue mit betonierten Stellungen. Wichtige Anlagen und Posten wurden nach und nach mit Telefonleitungen verbunden. Hinter der Schützengrabenlinie richtete man Artilleriestellungen ein, welche Verkehrswege zu decken hatten. Die Dünnernebene westlich von Hägendorf mit Bahnlinie und Kantonsstrasse lag im Schussbereich von 7,5-cm-Feldge-

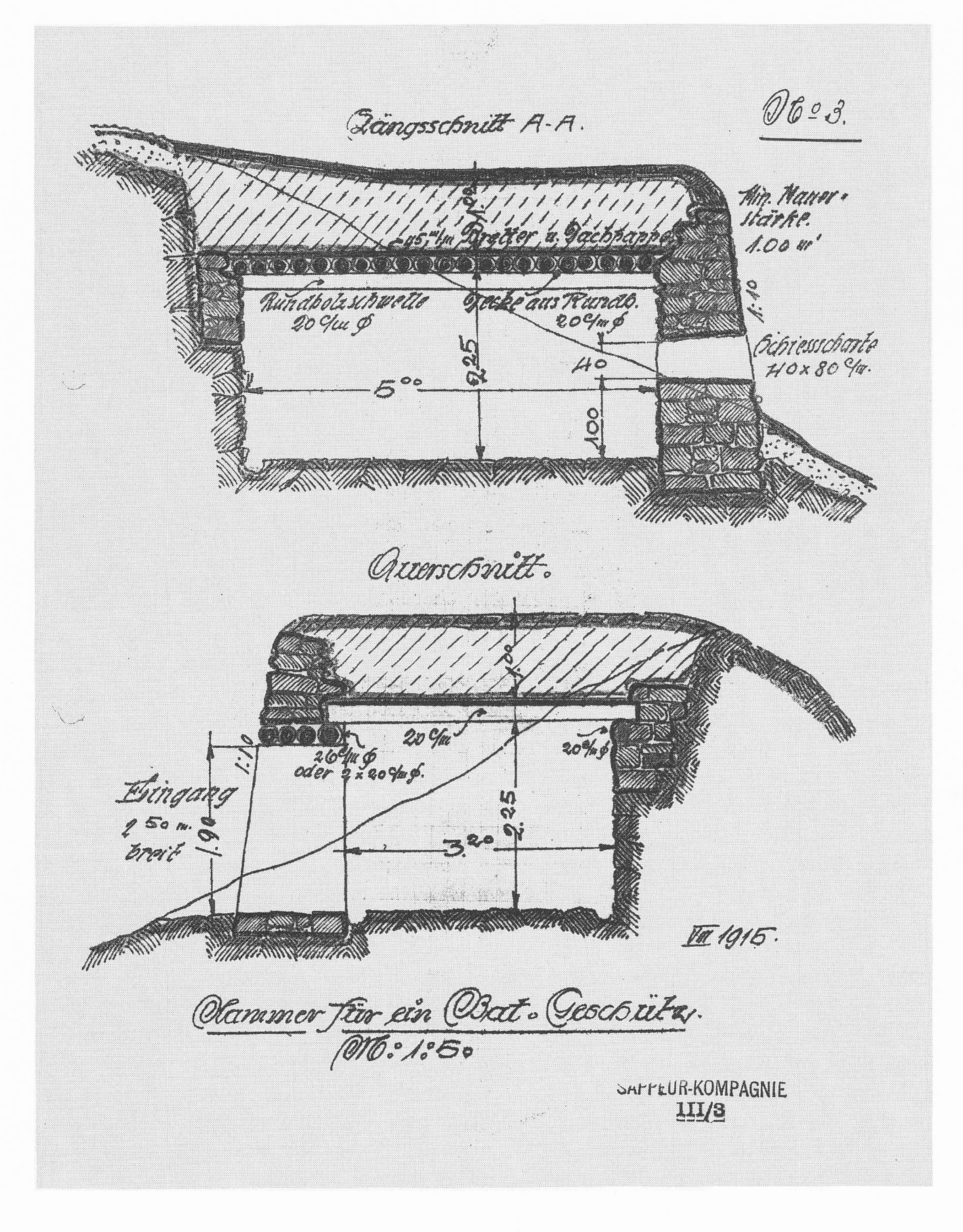


Abb. 13
Eine Geschützkammer ähnlicher Bauart befindet sich bei der Zufahrt zum Haus Nr. 4 am Batterieweg. Sie wird heute als Abstellraum genutzt. Unmittelbar hinter der Autobahnunterführung im Heiligacker liegen die Mauerreste einer weiteren gleichartigen Anlage.

schützen, die im Heiligacker, bei der Vogelhütte und an der Allerheiligenstrasse über dem Kinderheim postiert waren. Das gleiche Gebiet konnte von zwei 12-cm-Feldhaubitzen beschossen werden; die eine stand im Katzenstrick, 150 Meter hinter dem Scheibenstand, die andere im Kappeler Born. Von der Chambersbergweid westlich des General Wille-Hauses hatte ein solches Krupp-Geschütz durch den Dürstel oder Spahlen vorrückende feindliche Verbände unter Beschuss zu nehmen. Westlich des Allerheiligenberges auf dem gleichzeitig auf unserem Gemeindegebiet einquartiert waren.

Die Wirtshaussäle dienten als Mannschaftsunterkünfte und auch das Schulhaus war in den ersten Kriegsmonaten vollständig, später nur noch zeitweilig von Militär belegt. Es gibt wohl kaum eine Liegenschaft im Dorf, die nicht für Wochen, Monate oder gar Jahre von der Armee in irgend einer Form beansprucht worden war. Da machte auch der Kirchturm keine Ausnahme. Er soll als Beobachtungsposten gedient haben!

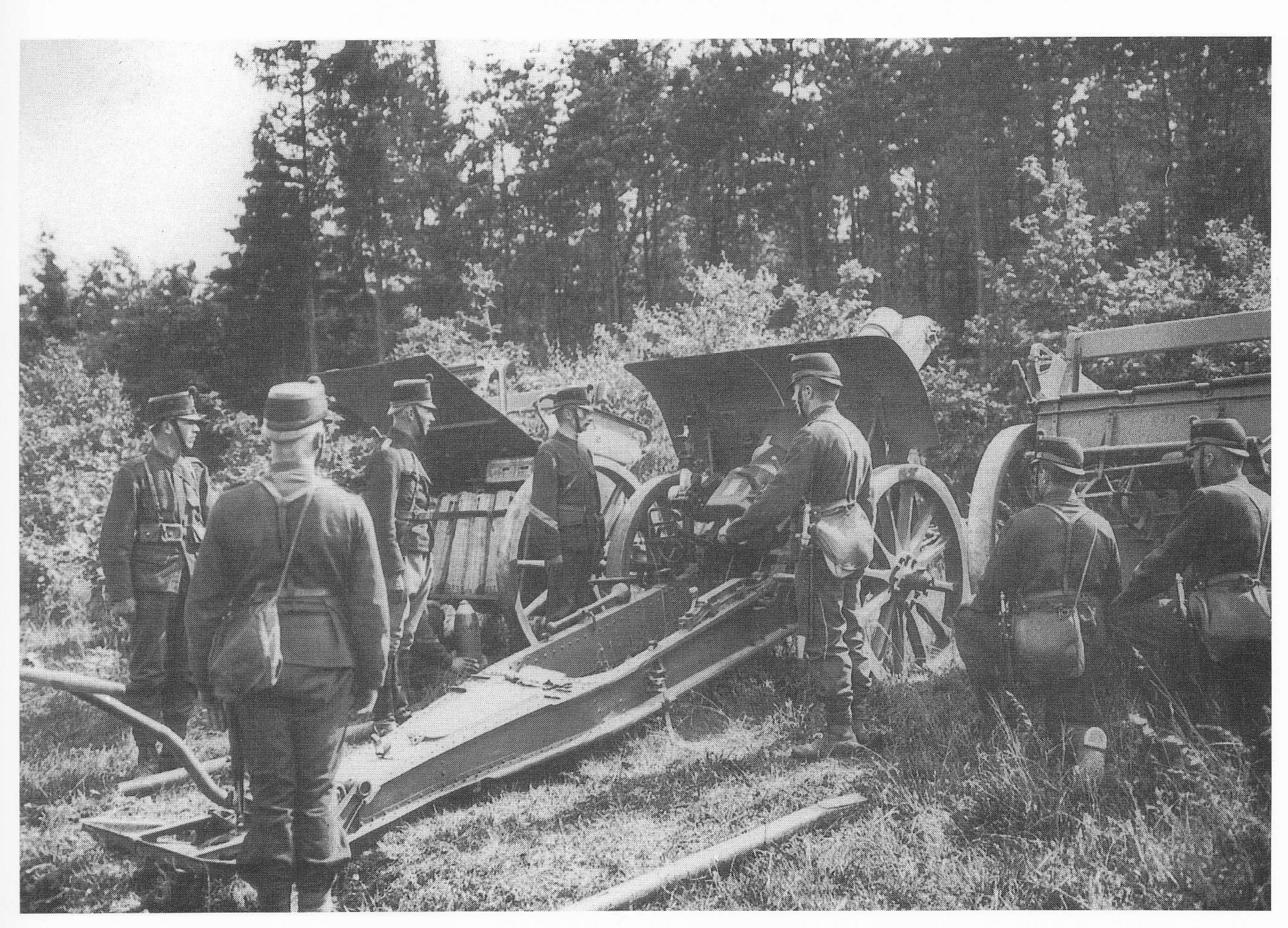


Abb. 14
15-cm-Haubitze schussbereit.

Brändlisrain und Drotziejer stationierte 7,5-cm-Feldgeschütze waren gegen den Spahlen und gegen Bärenwil gerichtet.

Truppeneinquartierung

Hägendorf war während der ganzen Kriegszeit ohne Unterbruch mit Truppen belegt. Obwohl Zahlen fehlen, darf angenommen werden, dass meist einige hundert, oft tausend und mehr Wehrmänner

Die für die Truppenunterbringung zuständige Quartierkommission hatte allein im Dorf in 87 Liegenschaften Unterkunftsmöglichkeiten für 40 Offiziere, 2000 Infanteristen und 211 Pferde beziehungsweise für 1510 Mann und 453 Pferde der Kavallerie oder Artillerie festgestellt. Dazu kamen weitere Kapazitäten im Eggberg, Vogelberg, Gnöd, in der Spitzenrüti und auf den Berghöfen. Dass in den verschiedenen

Dorfteilen tatsächlich jeweils ganze Kompanien mit 120 Mann und etlichen Pferden verteilt auf mehrere Privathäuser Quartier genommen haben, beweist das Kantonements-Kroki der Sappeur-Kompanie III/3 vom Heiligacker. Während die Offiziere Zimmer mit Betten beanspruchen konnten, schliefen die Soldaten in Scheunen, Ställen oder, mit etwas Glück, in einem der Wirtshaussäle im Stroh. Anton Kellerhals (1903) weiss von einer Militärschneiderei in der Stube seines Elternhauses (Nellenweg 21), von einem Arrestlokal an der Sandgrube 2 und von einem Sanitätsposten an der Oltnerstrasse 5 (Textilhaus) zu berichten. Walter Moser (1907) erinnert sich an das im Dachstock seines Vaterhauses an der Fridgasse 48 eingerichtete Krankenzimmer und die einquartierten Sanitäter. Theodor Nussbaumer (1903) erzählt, dass auf dem Wuesthof für die dort ständig kantonierte Kompanie der Dachboden hergerichtet worden war.

Neben den vielen Soldaten gehörten auch die Militärküchen zum Dorfbild der Kriegsjahre. Meist waren sie in den unbenutzten Waschhäusern, gelegentlich auch einfach im Freien in der Nähe eines Brunnens und eines schützenden Daches installiert. Das Gemeinderatsprotokoll vom September 1914 erwähnt eine Mannschaftsküche in der Hofstatt des Ammanns Otto Glutz (heute Pius Haefely, Landwirt) und ein Schlachtlokal beim Wirtshaus zum Wilhelm Tell. Josef Sigrist (1908) erinnert sich, dass regelmässig Schlachtvieh per Bahn angeliefert und im Stall (1949 abgebrannt) der Handlung Albert Studer am Kirchrain eingestellt worden war. Geschlachtet wurde nach Bedarf in der angrenzenden Tenne, wo zu diesem Zweck ein Aufzugsmechanismus eingebaut worden war. Das Fleisch gelangte – wohl nicht zu reichlich – in die gusseisernen Kessi der verschiedenen Mannschaftsküchen im Dorf und auf den Berghöfen.

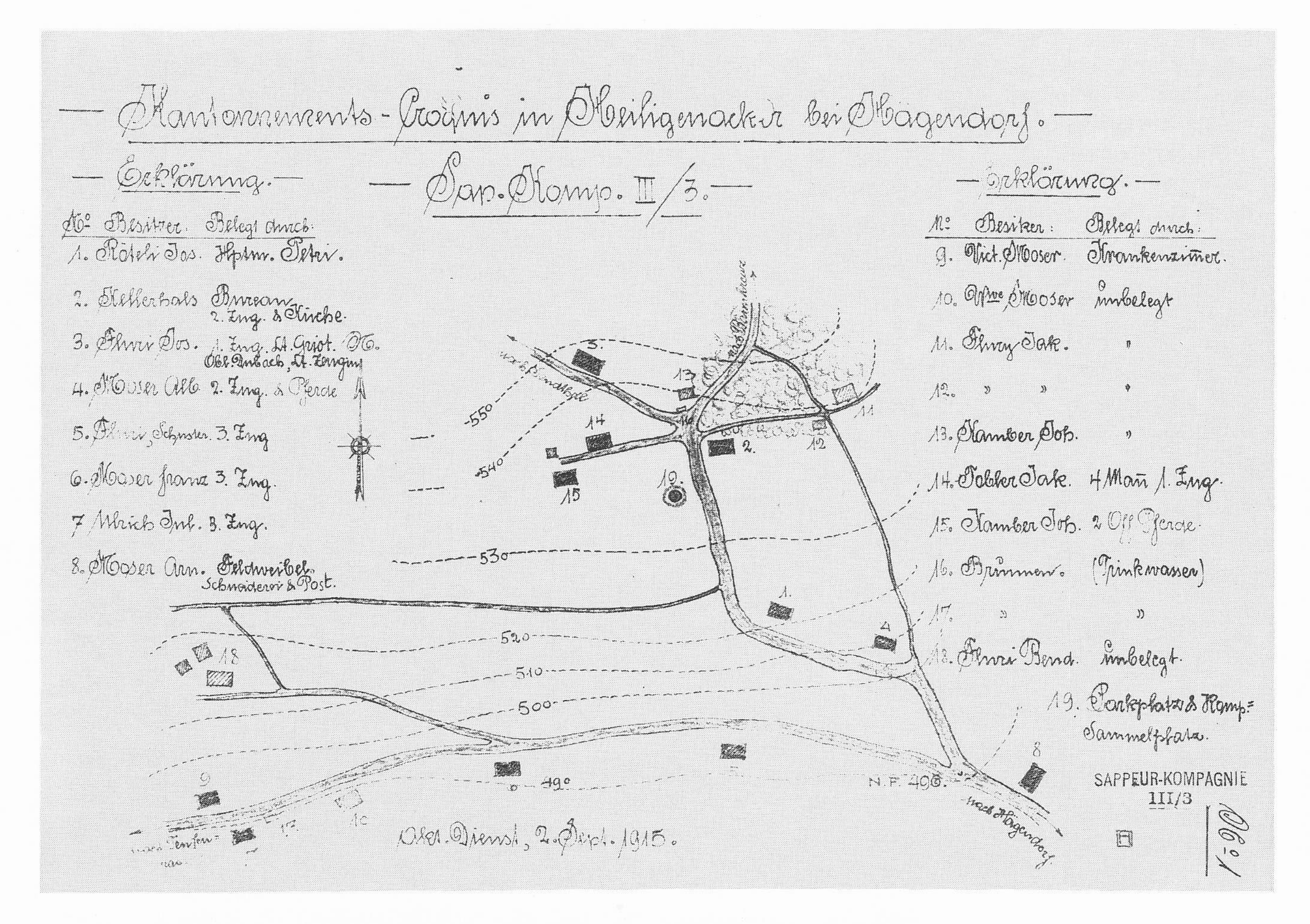


Abb. 15
Das Kantonements-Kroki vom 2. September 1915 belegt die Einquartierung der 120 Mann umfassenden Sap. Komp. III/3 in den Häusern der Fridgasse und des Heiligackers. Im Dorf und auf den Berghöfen waren gleichzeitig weitere Truppen stationiert.

Zur Küche im Waschhaus bei der Handlung Studer gehörte ein Lebensmittelmagazin im gegenüberliegenden Haus Nr. 22. Die Truppe verpflegte sich morgens und abends je nach Witterung in oder bei ihren Unterkünften. Das Mittagessen wurde mit Fuhrwerken oder auf Maultieren an die Arbeitsplätze transportiert. Ab und zu diente die Schulhofstatt mit improvisierten Tischen als Freiluft-Speisesaal. Dort wurde sonntags Feldgottesdienst gehalten. Das Spritzenhaus östlich des Restaurants Rössli war zum Wachlokal umfunktioniert worden. In den Ställen standen die Offiziers- und Truppenpferde. Abends sassen die Uniformierten in den Wirtshäusern. Kurz, das Militär war im Dorf allgegenwärtig, von morgens um 5 Uhr, wenn ein Tambour und ein Trompeter zur Tagwache spielten, bis nachts um 10 Uhr, wenn der Zapfenstreich ertönte, und noch länger, denn die Offiziere missachteten oft die Polizeistunde!

Des einen Freud ...

Die andauernde und starke Truppenbelegung wirkte sich natürlich nachhaltig auf das Leben der 1650-Seelen-Gemeinde aus. Zweifellos kamen die Kinder mit der schwierigen Zeit am besten zurecht und konnten ihr trotz materieller Entbehrungen Schönes, Interessantes und Abenteuerliches abgewinnen. Ida Grimm - Studer (1902) berichtet von schweren Fuhrwerken und Geschützen, die durch das Dorf rumpelten, von Offizieren hoch zu Ross, von Soldatengesang. Schulkinder trugen in einen Korb verpackte Wähenstücke vom Rippstein-Beck zu den Soldaten auf den Schiessplatz, verkauften sie dort für 30 Rappen und verdienten dabei ein paar Batzen. Die Mädchen strickten Militärsocken für verwandte und fremde Wehrmänner. Anton Kellerhals und seine Geschwister machten Botengänge für die Soldaten; Schnaps von der Handlung Studer war besonders begehrt! Die Kinder legten ihren «Verdienst» zusammen und konnten schliesslich ihrer Mutter für 15 Franken ein Paar Schuhe kaufen. Um die Essenszeiten waren die Mannschaftsküchen von Kindern umlagert. Sie hofften, einen Rest des begehrten Militärkakaos oder etwas Suppe im Blechkessel heimbringen zu können... Der häufige Schulausfall, die Soldaten im Dorf, vor allem aber das Fehlen der strengen väterlichen Hand wirkte sich nicht eben förderlich auf das Verhalten der Schuljugend aus. Die Mütter hatten offenbar grosse Mühe, ihre Kinder abends ins Haus zu bringen; jedenfalls erklärte der Gemeinderat wiederholt, Schüler dürften nach acht Uhr nicht mehr auf der Gasse anzutreffen sein. Trotzdem wurde während des grossen Hauenstein-Manövers einige Jugendliche nachts aufgegriffen, als sie durch das «Kampfgebiet» schlichen. Sie sollen drei Tage Arrest in Langenbruck abgesessen haben.

Ein Bubenstreich im Sommer 1916 erregte einiges Aufsehen: Oberstleutnant Dr. Redard, Offizier des Fortifikationskommandos, absolvierte täglich einen Kontrollritt von Olten durch den Fortifikationsabschnitt Hauenstein - Belchen - Hägendorf und zurück nach Olten. Als er eines Abends unterhalb der Kirche vorbeiritt, warf einer der dort herumlungernden Schulbuben einen Stein gegen das Pferd. Dieses scheute und der hohe Offizier wäre beinahe im Strassengraben gelandet. Blitzartig stoben die Schüler auseinander und wagten sich erst wieder aus ihrem Versteck im Haus Nr. 8 am Kirchweg, als sie die Luft rein glaubten. Draussen hatte der Reiter hinter der Hausecke gewartet, nahm die Helden in Empfang und stellte den Namen des Täters fest: Viktor Kamber, Arnolds. Er musste seinen Frevel gemäss Disziplinarreglement der Schule mit vier Stunden Arrest an einem Sonntagnachmittag büssen. Der Gemeinderat drückte Dr. Redard sein Bedauern über den Vorfall aus, der Schulkommission gegenüber machte er seinem Ärger über die ungezogene Schuljugend Luft und von den Lehrern forderte er mehr Strenge. Letzteres zeitigte nicht den gewünschten Erfolg, denn wenig später zeigte das Fortifikationskommando dem Gemeinderat an, dass die Knaben Moser Albert und Moser Theodor, Theodors, ein in der Spitzenrüti aufgestelltes Schildwachhäuschen verschleppt hatten. Landjäger Stuber hatte den Buben einen scharfen Verweis zu erteilen.

... des andern Leid

Für die Erwachsenen im Dorf war die militärische Präsenz weit weniger erfreulich. Das Vereinsleben kam zeitweilig ganz zum

Erliegen, da viele Mitglieder Grenzdienst leisten mussten und die Vereinslokale, die Wirtshaussäle und Schulzimmer von Militär belegt waren. Die Dorfbrunnen, von den Viehbesitzern als kostenlose Tränke geschätzt, wurden mangels geeigneter sanitärer Einrichtungen von den Soldaten als Wasch- und Putzgelegenheit benutzt. Da alle Hägendörfer Brunnen nur einen Trog haben und eigentliche Waschtröge fehlen, wie man sie noch heute anderswo sehen kann, musste es zu Reklamationen kommen. Es erstaunt nicht, dass gerade über die Verschmutzung des Brunnens zwischen dem Hotel Tell und dem Restaurant Rössli (steht seit 1957 vor dem heutigen Café Rima) wiederholt geklagt wurde, war doch in den genannten Gaststätten und in den gegenüberliegenden Wirtshäusern Schweizerhaus und Kreuz (1957 abgebrochen) Militär einquartiert. Die Gemeindebehörde entschloss sich schliesslich, hinter dem Spritzenhaus einen Waschtrog mit einem Zufluss von 3 Minutenlitern zu installieren. Gleichzeitig ersuchte sie den Kommandanten der im Ort stationierten Truppen, den Soldaten fortan die Benutzung der öffentlichen Brunnen zu verbieten. Dieser stellte jedoch bald klar, dass die zusätzliche Einrichtung nicht genüge und die Wehrmänner weiterhin auch die Gemeindebrunnen benützen müssten. Die Bitte der Behörde, wenigstens das Reinigen von Kleidern und Schuhen an den Brunnen zu unterlassen, fruchtete offenbar wenig, denn die Klagen aus der Bevölkerung rissen nicht ab.

Im Dorf fehlen Männer

Die Landwirtschaft von damals benötigte viele starke Hände. Seit der Mobilmachung der Armee fehlte es jedoch im Dorf an Arbeitskräften.

Urlaubs- und Dispensationsgesuche wurden gründlich geprüft und sogar der Gemeindebehörde zur Begutachtung unterbreitet. Diese reichte in begründeten Fällen selbst solche Gesuche ein. So erbat der Gemeinderat am 16. März 1916 beim Kommando der Batterie 26 für den Fahrer Fluri Ludwig, Eduards sel., sofort und auf unbestimmte Zeit Urlaub mit folgender Begründung:

Er «hat in hier eine bedeutende Landwirtschaft (4 Stück Grossvieh und etwas Kleinvieh). Heute musste nun seine Mutter, die während seiner Abwesenheit den Stall besorgte, in den Kantonsspital Olten verbracht werden. Seine Frau ist unlängst niedergekommen und kann den Anforderungen des Haushaltes und der Landwirtschaft unmöglich gerecht werden. Da infolgedessen die grösste Not herrscht und den Leuten keine anderweitige Hilfe zur Verfügung steht, sehen wir uns genötigt, Ihre Güte und Wohlgesinnung anzusprechen und hoffen in diesem besonderen Falle auf Ihre Entsprechung.»

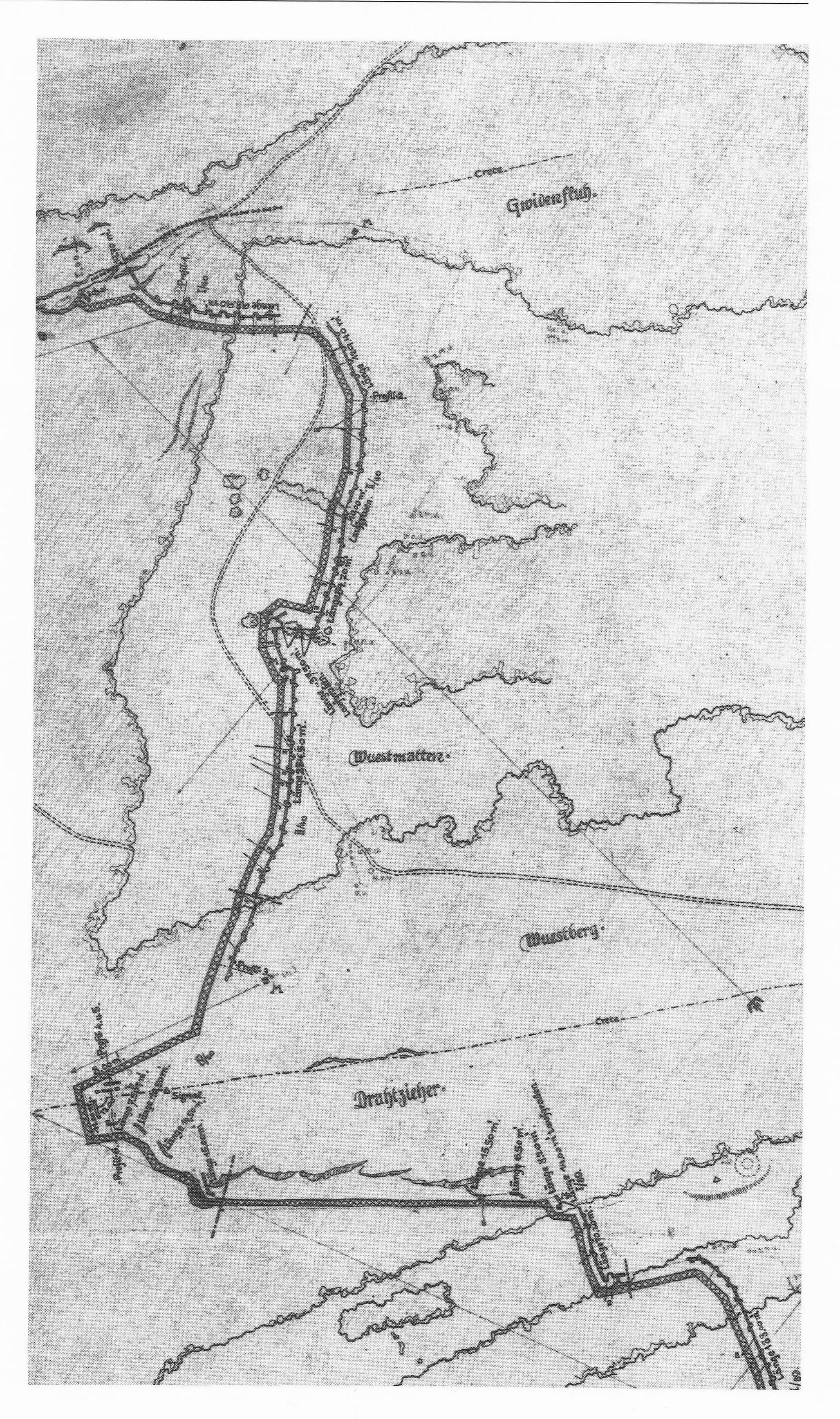
Ein Jahr später, am 21. März 1917, ging ein Schreiben mit folgendem Wortlaut an das Kommando der Battterie 49:

«Wir sehen uns genötigt, Ihnen das Gesuch um Beurlaubung des Traingefreiten Julius Sigrist für ungefähr 4 Wochen einzureichen. Julius Sigrist ist Besitzer der hiesigen Gemeindezuchtstiere. Seine lange Abwesenheit führt zu vielen unliebsamen Störungen im Zuchtwesen und veranlasst uns an Ihr Wohlwollen zu appellieren. Ein Bruder des Obgenannten, August Sigrist, welcher der Batt. 28 zugeteilt ist, konnte bereits 3 Wochen vom Militärdienst befreit werden, wodurch dem Uebelstand vorübergehend begegnet war. Jetzt zeigt sich der Zuchtstand je länger desto unhaltbarer. Der Beizug von Leuten, welche mit den Zuchtstieren nicht genügend vertraut sind, genügt nicht. ... Da nun auch die Frühjahrsanpflanzungen besorgt werden sollten und Sigrist keine Angehörigen hat, die diese Arbeit verrichten könnten, ist seine Dispensation umso dringlicher.»

Der Traingefreite Sigrist erhielt nur gerade 8 Tage Urlaub. Deshalb wandte sich der Gemeinderat in der gleichen Sache an das kantonale Landwirtschafts-Departement. Dort brachte er auch ein Urlaubsgesuch für Walter Nussbaumer, Soldat der Batterie 28/II, vor. Dieser war von den Gemeinden Hägendorf, Rickenbach und Wangen vertraglich verpflichtet, den Essentransport nach Olten durchzuführen. Als Pächter eines kleinen Bauerngutes steckte er zudem in finanziellen Schwierigkeiten und war dringend auf den Nebenverdienst angewiesen.

Die drei angeführten Fälle verdeutlichen, wie einschneidend sich der Aktivdienst auf das Leben in der Gemeinde und auf die Existenz einzelner Familien auswirkte.

Abb. 16
Der Planausschnitt zeigt den Verlauf der Schützengräben und die Lage von zwei Artilleriestellungen im Gebiet Allerheiligenberg



Die Pferde für die Armee

Der Wehrdienst entzog dem Dorf nicht nur die Männer; auch Pferde und Fuhrwerke fehlten! Von den bei Kriegsausbruch im Dorf gestellten Pferden wurden von der Untersuchungskommission in Aarau 17 Tiere requiriert, bestimmt die besten! Das entsprach mehr als einem Drittel des damaligen Pferdebestandes.

Anfangs Dezember kehrten die meisten der requirierten Tiere zurück. Viele Besitzer mögen verbittert gewesen sein, denn die Pferde hatten beim Einbringen der Ernte gefehlt. Jetzt, im Winter, standen sie wieder im Stall, teils in erbärmlichem Zustand, mussten gefüttert werden und konnten nur zum Holzrücken und -führen eingesetzt werden. Die Verfügung des eidgenössischen Militär-Departementes vom Februar 1915, wonach Zuchtstuten vom Dienst befreit würden, hatte zur Folge, dass vor allem Besitzer mehrer Pferde sich zur Zucht entschlossen. Bereits am 12. März, unmittelbar vor den grossen Feldarbeiten, erfolgte wieder ein Stellungsaufgebot aller reit- und zugfähigen Pferde nach Aarau. Im Mai war eine weitere Requisition anberaumt. Die schwierige Lage im Dorf veranlasste den Gemeinderat zu einem Brief an das Fortifikationskommando Hauenstein in Olten:

«Das teilweise in hier kantonierte Inf. Bat. 146 hat in unserm Dorfe 18 Zugpferde, die bis anhin meistens untätig im Stall standen. Verschiedene Gesuche um Aushilfe bei landwirtschaftlichen Fuhren wurden unter Hinweis auf einen Erlass Ihrerseits vom hiesigen Kommando abgewiesen.

Wir stellen hiermit die Anfrage, ob es denn nicht möglich wäre, von Fall zu Fall an dieser durch die höhere Armeeleitung ausdrücklich in Aussicht gestellte Aushilfe Gebrauch zu machen, namentlich in Zeiten, wo offensichtlich festgestellt werden kann, dass die Pferde beschäftigungslos sind.

Wir gestatten uns bei diesem Anlass auf die grossen Kosten und Schäden, die uns durch die Kantonemente der Truppen und durch die Befestigungsanlagen erwachsen, aufmerksam zu machen und zweifeln an Ihrem Entgegenkommen nicht. Angesichts der bevorstehenden Heuernte und in Anbetracht der infolge der Requisition mangelnden Zugpferde würde Ihre dienstbereite Zusicherung für unsere Gemeinde eine Wohltat sein.

Hochachtend!

Im Auftrag des Gemeinderates

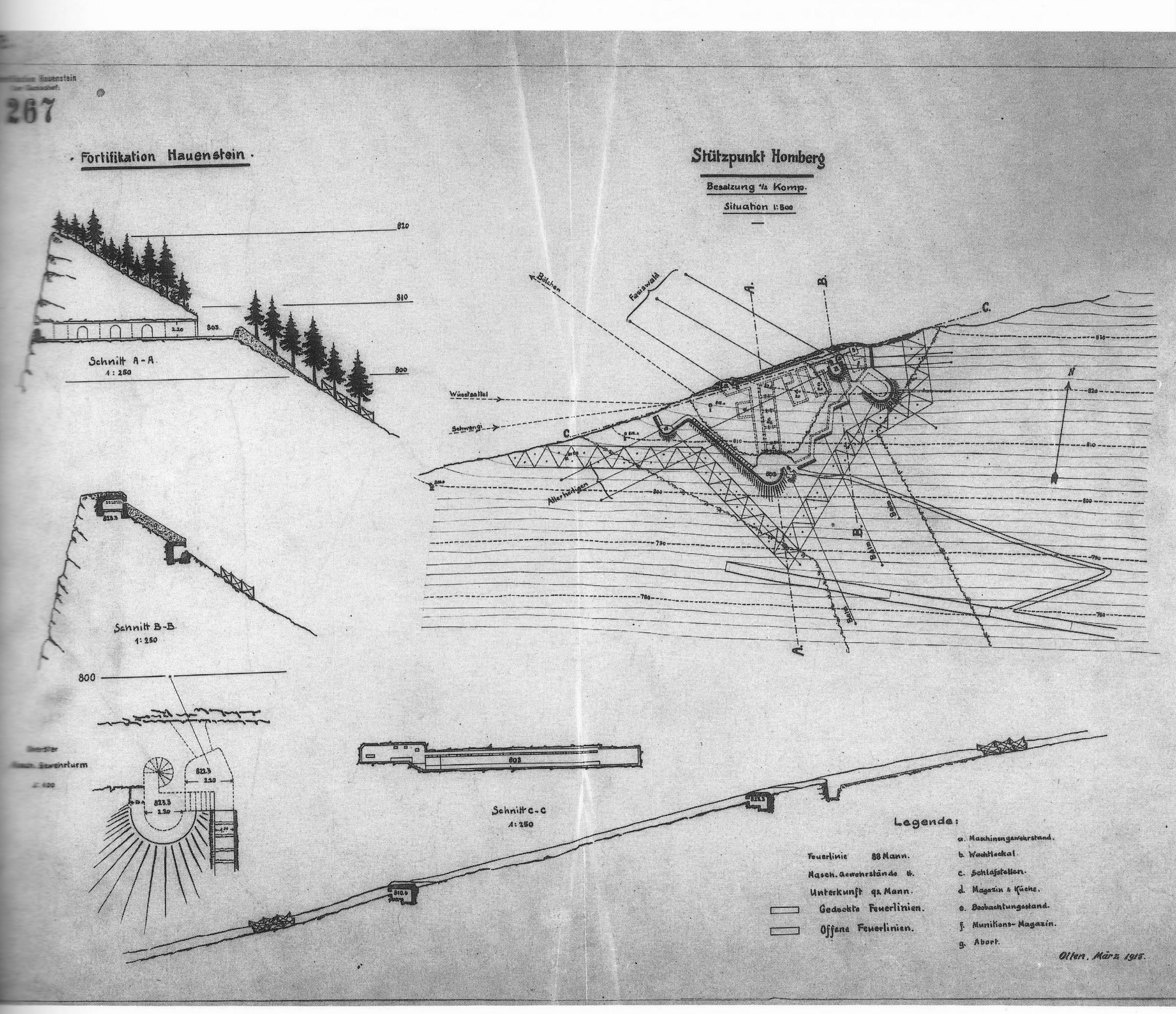
Ad. Flury Gemeindeschreiber.»

Das Gesuch hatte den gewünschten Erfolg. Leider verliessen diese Truppen Hägendorf bereits Ende Juni. Ob das nachrückende Infanterie-Regiment 43 ebenfalls Pferde abgeben konnte und wollte, ist unklar. 1916 fand die Pferderequisition bereits am 17. Februar in Hägendorf statt. Da einen Monat später die 4. Division demobilisierte, kehrten einige Pferde gerade rechtzeitig für die Frühjahrsarbeiten ins Dorf zurück. Im Frühling 1917 regelte der Kommandant der Division VI die Abgabe von Pferden zur Aushilfe in der Landwirtschaft. Er verlangte von den Gemeinden pro Tag und Pferd Fr. 2.50 Mietgeld, Fr. 3.50 Futtergeld und Fr. 1.50 Verpflegungsgeld für den Fahrer. Entrüstet über die unerhörte Forderung wandte sich der Gemeinderat an das kantonale Landwirtschafts-Departement:

«... Es wurde s. Zt. die Abgabe von Pferden zur Aushilfe bei der Landwirtschaft, zur Förderung einer vermehrten Anpflanzung und im Sinne eines billigen Entgegenkommens für die grossen Opfer, welche die Mobilisation der landwirtschaftlichen Bevölkerung gebracht hat, bewilligt und nun entsteht durch diesen Befehl gerade das Gegenteil. Die darin gewünschten Forderungen sind so gross, dass dieses vermeintliche Entgegenkommen illusorisch wird. Zu dieser obligatorischen Leistung von Fr. 13.50 per Zug (2 Pferde und Führer) pro Tag kommt dann wohl oder übel noch ein fakultativer Tribut um Mann und Ross in guter Stimmung zu erhalten. Ein Mietgeld in der Höhe der von der Eidgenossenschaft fixierten Taggeldvergütung (z.Zt. Fr. 2.50) pro Pferd erscheint begründet, fernere Forderungen aber sind unangebracht. Die Pferde werden ja nur abgegeben, wenn sie für militärische Zwecke keine Verwendung finden können und sonst nutzlos im Stall ständen. Diese Betätigung bildet somit nur einen Ersatz für den sonst notwendigen Pferdebewegungsdienst, bei welchem Anlasse Pferd und Mann auch verpflegt sein müssten. Es ist nun wirklich empörend, wenn infolge der Pferderequisition, die

Abb. 17
Der geplante Stützpunkt im Felsen der Hombergflue wurde nicht gebaut. Von diesem Punkt aus hätte man Durchbruchsversuche feindlicher Truppen in den Gebieten Fasiswald, Allerheiligenberg und Balm behindern können.

Zugkräfte mangeln und Ställe und Tennen mit Pferden gefüllt sind und die Arbeit drängt, dieselben aber nicht oder nur gegen hohe Vergütung zu nützlicher Arbeit beigezogen werden dürfen. ...» Dem Schreiben war nur ein Teilerfolg beschieden. Der Preis wurde auf Fr. 10.– gesenkt. Die der Gemeinde vom Landwirtschafts-Departement im Dezember 1917 gestellte Rechnung von Fr. 340.– für den Einsatz von Militärpferden beweist, dass die Hägendörfer Bauern gezwungen waren, diese teuren Hafermotoren zu beanspruchen. Im Sommer 1917 zeigte sich dann die Armeeführung kooperativer. In einem Rundschreiben an die Gemeinden meldete der Pferdestellungs-Offizier: «Gemäss Befehl des Armeekommandos werden in allen Einheiten der 4. Division während der Erntezeit bis zu 25 % der Pferde ihren Eigentümern auf deren Verlangen und auf Zusehen hin zurückgegeben.»
Neben den hier aufgeführten ordentlichen Requisitionen gab es noch Pferdestellungsaufgebote für kurzfristige Einsätze. Durch den andauernden Mangel an Zug-



pferden im Dorf wurden vermehrt Kühe eingespannt, was wiederum deren Milchleistung schmälerte. Ausgewachsene, also zugfähige Ochsen gab es laut Statistik von 1916 nur gerade 11 Stück. Es erstaunt nicht, dass der Gemeinderat auf eine kantonale Umfrage hin Interesse an Hundegespannen zeigte.

Streng geheim!

Mit diesem Vermerk sind die meisten Fortifikationspläne versehen. Die Absicht, den Festungsbau geheim zu halten, hat insbesondere im ersten Kriegsjahr Blüten getrieben, die für die Ortsansässigen fatal waren. So sperrten ab September 1914 Doppelposten den Richenwil- und Schlattweg für alle Zivilpersonen. «Wie kann jetzt der Emdet im Wuest erfolgen?» fragten besorgte Bauern, die von der Bürgergemeinde ein Stück der 25 Hektaren grossen Wuestmatten gepachtet hatten. Betroffen von dieser übertriebenen Massnahme waren natürlich auch alle Bewohner der Berghöfe und die Bürger, die ihren Pflanzplätz bei der «Schlifi» (Schützenhaus) zugeteilt erhalten hatten, denn auch jene Wege waren gesperrt. Auf eine schriftliche Anfrage der Gemeinde hin liess das Fortifikationskommando vernehmen, in Olten würden Passierscheine ausgestellt. So mussten die Betroffenen monatlich in die Stadt reisen – die Scheine waren nur 30 Tage gültig – um unter ohnehin erschwerten Bedingungen ihre Feldarbeiten verrichten zu können. Was mögen diese Leute gedacht haben, als bekannt wurde, dass das Baugeschäft Belart & Co. Olten italienische Arbeiter beim Festungsbau eingesetzt hatte?
Eine Vereinfachung ergab sich erst ab Januar 1916, als der Dorf-Landjäger Stuber mit dem Ausstellen der Passierscheine betraut wurde. Deren Gültigkeit erstreckte sich zudem nun über 6 Monate. Die Gemeinde hatte ihn mit 20 Rappen pro Schein zu entschädigen. Ein halbes Jahr danach übernahm Gottlieb Kamber - Kellerhals die Abgabe. Er wurde später von Stationsvorstand Albert Probst abgelöst.

Gräben, Verhaue, Stellungen

Die Freigabe der gesperrten Wegstrecken wurde von der Gemeinde öfters gefordert und vom Fortifikationskommando immer wieder in Aussicht gestellt. Mit fortschreitendem Ausbau der Befestigungsanlagen behinderten Drahtverhaue und Schützengräben auch die Landnutzung. Immerhin durften im Herbst 1917 die vermutlich falsch plazierten Schützengräben im Gebiet Kohlholz – Spitzenrüti von den Landeigentümern wieder eingedeckt werden. Sie erhielten eine Entschädigung von Fr. 1.– pro Laufmeter.
Die heute noch bestehende betonierte Artilleriestellung im Heiligacker, genauer am Batterieweg vor dem Haus Nr.4, entpuppte sich als grosses Hindernis speziell für Langholzfuhren, denn sie lag bergseits in der Kurve des damals schmalen Weges, der nach Süden nicht verbreitert werden konnte, weil sich dort das Sandloch, die Huppergrube, ausdehnte (heute Haus Nr. 3).

Familienanschluss

Trotz aller Erschwernisse kam im Dorf keine eigentliche Armeefeindlichkeit auf. Die Soldaten waren in der Regel wohlgelitten, nur mit dem Fortifikationskommando und andern hohen Befehlsstellen gab es hin und wieder Spannungen. Wehrmänner wie Sanitäter, Schneider, Küchen- und Offiziersburschen, die den ganzen Tag im Ort waren, freundeten sich oft mit ihren Logisgebern an und waren nicht abgeneigt, in Stall und Feld mitzuhelfen, wenn es der Dienst erlaubte. Ein Kaffee, ein Schnaps war meist der Lohn.
Walter Moser (1907) erinnert sich an das Schanzwerkzeug-Depot beim Bannkreuz. Es bestand aus einem Werkzeuglager im Freien, aus einigen Holzhütten, einer Schmiede und einer Küche, welche die dortige Wachmannschaft und möglicherweise auch Bautruppen zu versorgen hatte. Vater Moser konnte dort allabendlich in einer «Bränte» die Küchenabfälle abholen ; damit liess sich zusätzlich ein Schwein mästen. Als Gegenleistung buk die Mutter ab und zu eine Wähe, und einen Doppelliter Schnaps gab's obendrein. Leider fand dieses Geben und Nehmen ein Ende, als die Truppe abgelöst wurde. Die Neuen bauten einen Schweinepferch und verfütterten die Abfälle in eigener Regie. Ähnliches berichtet Josef Sigrist (1908) von der Küchenmannschaft am Kirchrain. Diese betrieb die Schweinemast in der der Küche gegenüberliegenden Nazischeune (etwa 1922 ab-

gebrochen). Die «Metzgete» wurde abends in Privathäusern im kleinen Kreis verspeist ...
Im Juni 1917 bot das Landwirtschafts-Departement den Gemeinden Internierte zum Einsatz in landwirtschaftlichen Betrieben an. Diese Leute hatten nebst guter Kost und Unterkunft bei trockener Witterung Anspruch auf 2 bis 3 Franken, bei Regenwetter auf 1 bis 2 Franken Taglohn. Doch die Gewerkschaften opponierten erfolgreich gegen diesen «Versuch die Proletarier von Staatswegen zu versklaven».

Soldaten beim Festungsbau auf der nahegelegenen Balm. Auf der Bahnstation beschriftete man die für diesen Depositär bestimmten Bierkisten mit «Goliath». Jedermann wusste, wohin die Fracht gehörte.
Theodor Nussbaumer im Wuest, Christian Röthlisberger im Fasiswald und Josef Kamber auf Kambersberg erhielten 1915 auf ihre Wirtschaftspatentgesuche vom Gemeinderat abschlägigen Bescheid. Dank einer Bewilligung des zuständigen Militärkommandos durften im Fasiswald und Chambersberg dann doch geistige Ge-

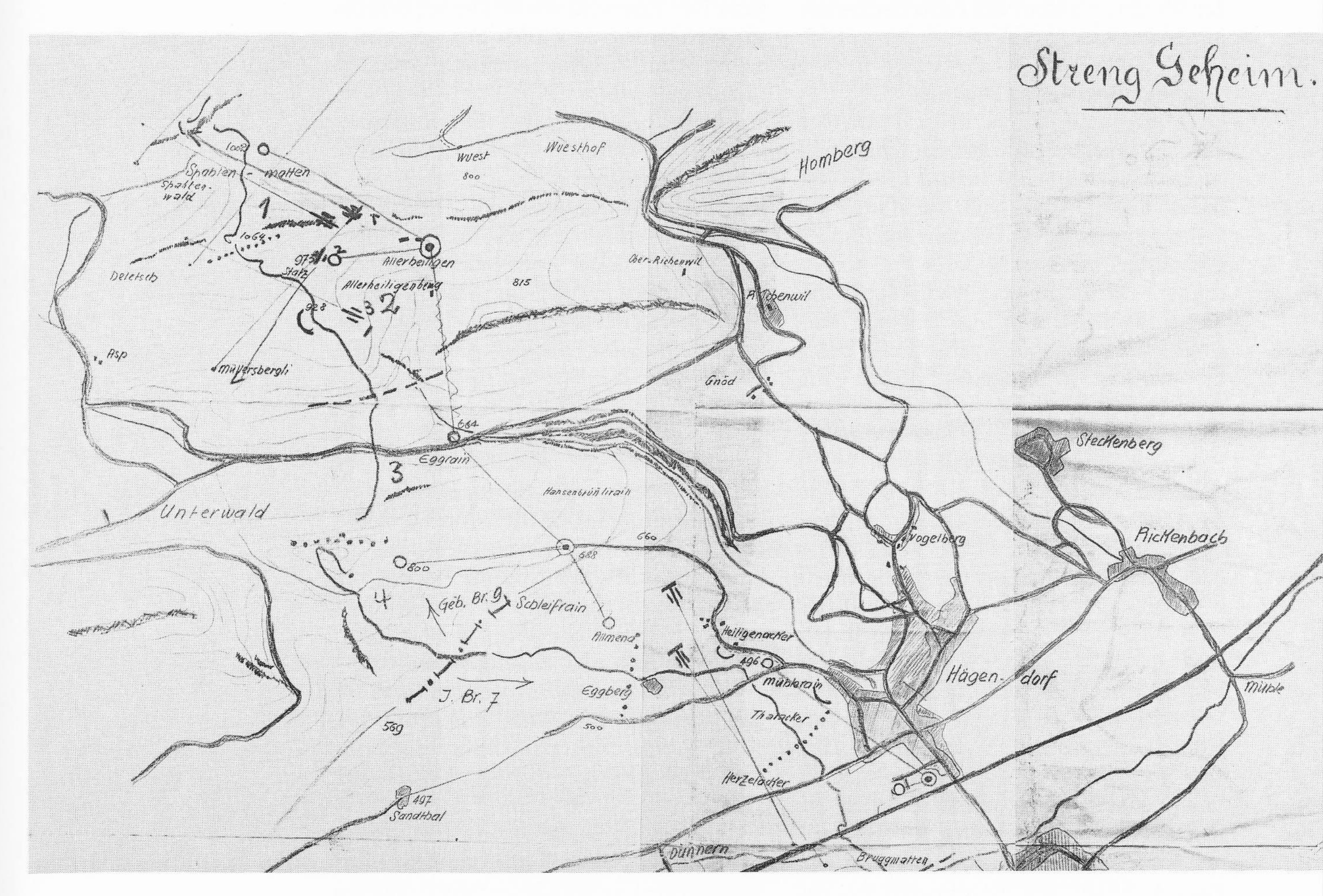


Abb. 18
Streng geheim! Noch Jahrzehnte nach Kriegsende waren Fotos, Karten, Pläne, wie sie in diesem Beitrag gezeigt werden, unter Verschluss. Kroki von Artilleriestellungen (Ausschnitt).

Soldaten sind durstig

In einem gleichen sich die Soldaten der verschiedensten Epochen und Armeen: sie trinken gern, sei es einfach gegen den Durst, gegen das Heimweh oder aus Existenzsorgen. So war es auch damals. Ein sehr kleingewachsener Mann namens Josef Schneider betrieb in seinem Haus im Gnöd (Nr. 4) ein Bierdepot. An Kundschaft fehlte es nicht, schwitzten doch viele

tränke ausgeschenkt werden. So entstand die Bergwirtschaft Kambersberg.
Der im Gwidem ansässige August Nussbaumer suchte im Juli 1916 mit der Begründung, stets Truppen und Passantenmilitär im Haus zu haben, um ein Bergwirtschaftspatent nach. Bereits einen Monat später war er in Besitz desselben. Es war befristet bis 1917. Und auch diese Bergwirtschaft besteht heute noch.

Im Eggberg betrieb Albert Moser in seinem Haus (Nr. 6) ohne amtliche oder militärische Genehmigung einen Alkoholausschank. Gäste des «Bärenwirts» (Albert, Bärti) waren neben Nachbarn hauptsächlich Soldaten. Ausser Bier gab es auch Schnaps! Ein Grammophon sorgte für Unterhaltung und in Stosszeiten servierten hübsche Mädchen aus der Nachbarschaft. Im April 1917 erteilte der Gemeinderat dem fidelen Wirt einen scharfen Verweis, beauftragte den Landjäger dessen weiteres Verhalten zu überwachen und drohte bei der Wiederaufnahme des Ausschankes mit Strafanzeige.

Schwerarbeit für die Behörden

Die Gemeindebehörden, insbesondere der Gemeinderat, hatten während den Grenzbesetzungsjahren ein Übermass an Arbeit zu bewältigen. Arbeit, die zudem oft recht heikel war. Es galt, die bescheidenen Anliegen und Bedürfnisse der durch Truppenbelegung, Festungsbau, Dienstpflicht, Requisition, Missernten und fehlende Vorsorgeeinrichtungen arg gebeutelten Dorfbevölkerung zu vertreten gegen die befehlsgewaltige Armee, die zur Erfüllung ihres Verteidigungsauftrages Männer, Pferde, Material und viel Raum beanspruchte. Überblickt man die Protokolle jener Zeit, so darf festgestellt werden, dass Ammann Otto Glutz, ab 1917 Josef Glutz, der Gemeinderat und der Gemeindeschreiber Adolf Flury mit viel Fleiss, Ausdauer und Diplomatie zum Wohle des Dorfes gewirkt haben! Schwerarbeit leistete der nebenamtliche Gemeindeschreiber. Er verfasste die Rats- und Versammlungsprotokolle, Berichte und beispielsweise 1916 über 100 Briefe, handschriftlich, versteht sich. Neben den Pferderequisitionen, Urlaubsgesuchen und Entschädigungsbegehren hatte der Gemeinderat eine Flut von Klagen, Bitten und Anregungen aus der Bevölkerung zu bearbeiten und weiterzuleiten. Von einem mit dem Gemeindestempel versehenen Schreiben erhoffte man sich schon damals mehr Gewicht als von einem Brief eines oft wenig schreibgewandten einzelnen Bürgers. Umgekehrt war natürlich der Gemeinderat für das Platzkommando, das Fortifikationskommando in Olten, das Pferdestellungsbüro in Aarau wie auch für alle amtlichen Stellen Vermittler zu den Dorfbewohnern. Im Laufe der Zeit übergab der Rat bestimmte Aufgaben an bestehende und an neu geschaffene Kommissionen.

Lebensmittel werden knapp

Nachdem die Illusion von einem wenige Monate dauernden Krieg verflogen war, stellte sich für die Behörden aller Stufen das Problem der Lebensmittelversorgung. Gleichzeitig zeigten sich in vielen Familien die verheerenden Folgen des durch den langen Wehrdienst bedingten Verdienstausfalls. Der Tagessold von 80 Rappen und die in Einzelfällen zusätzlich zugesprochene militärische Notunterstützung konnten nicht genügen.
Interessanterweise ergriff in Hägendorf der Frauenhilfsverein im März 1915 die Initiative. Er forderte die Bepflanzung sämtlichen kulturfähigen Landes. Familien in Bedrängnis sollte Land und Saatgut abgegeben werden. Der Gemeinderat bot darauf in einem Inserat die parzellenweise Verpachtung des Schulhausplatzes auf der Weinhalde (heute Spielwiese) an und stellte das Areal schliesslich vier bedürftigen Interessenten zu mässigem Zins zur Verfügung. Zur gleichen Zeit erhielt die Notstandskommission, sie ist identisch mit der eingangs genannten Notunterstützungskommission, einen Kredit von Fr. 200.– zum Ankauf von Saatkartoffeln. Ein erster, wenn auch bescheidener Schritt war getan. Einem Angebot des eidgenössischen Lebensmitteldepots Bern zur Lieferung von Reis und Bohnen wurde zugesprochen: Aus dem Dorf gingen Bestellungen für insgesamt 1290 Kilo Reis und 570 Kilo Bohnen ein. Der Gemeinderat erhöhte auf 2000 Kilo beziehungsweise auf 1000 Kilo.
Ein Jahr nach Kriegsausbruch beschwerten sich hilfsbedürftige Familien, dass «hablichere» Leute aus den Militärküchen Suppe und Brot beziehen und dadurch die wirklich Armen schädigen würden. Die Notstandskommission gab darauf den bedürftigen Familien Ausweiskarten ab, die zum Bezug von überschüssiger Militärsuppe berechtigten. Um die Versorgung der ganzen Bevölkerung mit Milch sicherzustellen, verfügte die Regierung im Februar 1916, dass der Milchverkauf über Sammelstellen abzuwickeln sei. Die Milch-

produzenten gründeten unverzüglich die Milchgenossenschaft Hägendorf. Das Sammellokal wurde im Haus des Otto Kissling (heute August Hänggi, Kirchrain 9) eingerichtet. Der Genannte besorgte die Milchannahme und -abgabe gegen Milchmarken.

Lebensmittel-Vorratslager

Die witterungsbedingte Missernte von 1916 und die durch den Kriegsverlauf verschlechterten Einfuhrmöglichkeiten verschärften die ohnehin schwierige Versorgungslage der Schweiz weiter. Der christlich-soziale Arbeiterverein in Hägendorf (heute KAB), der sich im Jahr vorher erfolglos gegen eine Milchverteuerung von 23 auf 25 Rp./Liter gewehrt hatte, regte nun den Ankauf gut haltbarer Lebensmittel durch die Gemeinde an. Mit diesen Vorräten sollten arme Familien gegen Bürgschaft versorgt werden. Zudem wurde die Einrichtung einer Gemeindeküche, gemeint war die Abgabe von kräftigen Suppen, gefordert. Fast gleichzeitig anerbot sich der Frauenhilfsverein zum Betrieb einer solchen Küche und brachte auch zusammen mit der Notstandskommission die Idee der Vorratshaltung durch die Gemeinde ein. Im Herbst 1916 bewilligte die Gemeindeversammlung Fr. 4000.– zum Ankauf von Lebensmitteln, die dann den Einwohnern gegen bar oder Bürgschaft zu Selbstkostenpreisen abgegeben werden konnten. Da das Landwirtschafts-Departement der Gemeinde Hägendorf 10 Tonnen Kartoffeln zu Fr. 18.70/100 Kilo vermittelte, war das Schreckensgespenst Hunger vorläufig gebannt. Zwei Mitglieder der Fürsorgekommission, Gottlieb Borner, Schriftsetzer und Josef Flury, Schneider, übernahmen die Verteilung der Kartoffeln. Auch Griess und Maismehl wurde eingelagert. Lehrer Otto Studer hatte darüber eine genaue Ausgabekontrolle zu führen. In den Bäckereien konnten die Dorfbewohner Obst, Bohnen und andere Feldfrüchte dörren lassen.

Bund und Kantone taten ihr Bestes, um die Versorgung des Volkes sicherzustellen. Auf Gemeindeebene wirkte sich dieses Bemühen in einer grossen Zahl von Schreiben, Zirkularen, Verordnungen, Bestandesaufnahmen usw. aus. Ein grosser Papierkrieg war zu bewältigen.

«Verschämte Arme»

«Da sämtliche Lebensmittel und sonstige Bedarfsartikel fortwährend im Preise steigen, ist zu befürchten, dass viele ärmere Familien von einer Unterernährung bedroht werden», schrieb der Aktuar der Notstandskommission am 6. November 1916. Einen Monat später hielt er fest: «Durch Zirkular teilt das Landwirtschaftsdepartement mit, dass der Bundesrat beschlossen habe, an bedürftige Familien Lebensmittel zu reduziertem Preise abzugeben und zwar werde der Bund 10 Prozent vergüten, wenn die betreffenden Kantone und Gemeinden ebenfalls 10 Prozent darauflegen».

Auf die sofort vorgenommene schriftliche Umfrage im Dorf meldeten sich nur 26 Familien mit insgesamt 110 Personen. Die Furcht, fortan als bedürftig zu gelten, mag viele Leute abgehalten haben, sich zu melden. Angesichts der vielen «verschämten Armen» ordnete der Gemeinderat eine weitere Aufnahme an. Schliesslich erhielten 35 Familien, total 189 Personen, Anrecht auf verbilligte Lebensmittelbezüge. Zur Durchführung dieser Notstandsmassnahme bedurfte es der Absprache mit den Bäckern und Ladeninhabern. Die aufwendige Administration hatte Lehrer Otto Studer zu übernehmen.

Rationierung und Notanpflanzung

Mittels Inserat wurden die Dorfbewohner aufgefordert, am Samstag, 17. Februar 1917 abends im Schulhaus ihre Bezugskarten für Reis und Zucker abzuholen. Der erste Akt der Rationierung hatte begonnen. Von den Bundesbehörden waren pro Kopf der Schweizer Bevölkerung Monatsrationen von 600 Gramm Zucker und 400 Gramm Reis festgelegt worden. Das kantonale Landwirtschafts-Departement bestimmte, dass von diesen Mengen in den Gemeinden 100 Gramm Zucker und 25 Gramm Reis pro Kopf den Gewerbetreibenden, gemeint waren Bäcker und Wirte, abzugeben waren. Für die 1654 Einwohner von Hägendorf nahm die Notstandskommission die Verteilung der erhaltenen 1000 Kilo Zucker und 800 Kilo Reis vor. Sie schied auf dem Papier für die 3 Bäckereien und die 11 Wirtschaften vorerst 165 Kilo Zucker aus. Den Wirten wurden zudem 43 Kilo Reis zugedacht. Danach übergab sie

die Lebensmittelsendung je zur Hälfte dem Konsumverein und den 3 Krämern mit der Auflage, den Gewerbetreibenden den berechneten Anteil je hälftig auszuliefern. Der Konsumverein liess sich erst nach Einschreiten des Fürsorge-Departements dazu bewegen. Die Bevölkerung konnte mit den erhaltenen Karten in den Dorfläden monatlich pro Kopf 500 Gramm Zucker und 375 Gramm Reis kaufen. Schwierig war die Lage für die Bäcker; sie erhielten nur gerade die Hälfte ihres bisherigen Zuckerverbrauchs.

Landesweite Notanpflanzungen, das heisst Kultivierung aller verfügbaren Flächen, sei ein Gebot der Zeit, liess der Bundesrat verlautbaren. Der Gemeinderat suchte geeignetes Pachtland und beauftragte die neu geschaffene Feldbestellungskommission mit der Koordination des Kartoffelanbaus. Pfarrer Stebler entwarf dazu ein Reglement. Der Regierungsrat liess die Saatkartoffeln in den Gemeinden beschlagnahmen. Diese mussten innerhalb des Dorfes verteilt und allfällige Überschüsse abgeliefert werden. Der Gemeindeschreiber meldete dem Fürsorge-Departement einen Saatkartoffelvorrat von 2866 Kilo und eine fehlende Menge von 3530 Kilo für die vorgesehene Anbaufläche von 37 Hektaren (Schreibfehler: wohl eher 27 Hektaren). Offensichtlich hatten etliche Hägendörfer bei der Beschlagnahmung gemogelt, denn als das Departement der Gemeinde 3000 Kilo von Fulenbach zur Deckung des Mankos zuwies, war plötzlich genügend eigenes Saatgut vorhanden. Auf 445 Aren wurde Gemüse gepflanzt. Die Landwirtschaftskommission hatte die Notanpflanzungen im Juli zu überprüfen. Der Befund: «Alle Felder, mit Ausnahme von drei Allmendplätzen sind gut angepflanzt und besorgt.»

Im September 1917 schränkte der Bundesrat den Verbrauch von Kohle und elektrischer Energie ein und im gleichen Monat wurde das Brot rationiert sowie die Vorräte an Hafer, Gerste und Mais beschlagnahmt.

Heu wird beschlagnahmt

Hägendorf hatte dem Bund 24 Tonnen Heu, sogenanntes Armeeheu, abzuliefern. Da die Vorräte ohnehin klein waren, ersuchten die Verantwortlichen das Fürsorge-Departement um ein Ausfuhrverbot für Heu und Emd aus dem Dorf. Die Verfügung kam nach 10 Tagen: Alle Heubestände sind beschlagnahmt. Verkäufe innerhalb der Gemeinde sind vom Ammann zu bewilligen.

Feld- und Bürgerwache
Chef: Albert Probst, Stationsvorstand

Feldwache

Kreischef	Gebiet
1 Jakob Fluri, Fidels sel.	Eggberg und Heilig Acker bis Friedgasse
2 Joseph Häfeli, Pächter	Äusseres Feld vom Lindenhag bis Lischmattenkreuz
3 Casimir Rötheli, Joh. sel.	Inneres Feld vom Lischmattenkreuz bis Dorf
4 Alfred Wyss, Fuhrmann	Gnöd, Spitzenrüti und Vogelberg bis Ferdinand Fluri, Carls sel.
5 Jakob Kamber, Franz sel.	Hinterkirchfeld, Biel, Nellen

Bürgerwache

1 Gottlieb Kamber, Bremser	linkes Bachufer
2 Johann Kamber, Schlosser	rechtes Bachufer

Das Vorgehen bei der Beschlagnahmung beschrieb der Gemeindeschreiber so:
«1. Die Heustöcke wurden abgemessen und so das Quantum kubisch und durch Umrechnung gewichtlich festgestellt.
2. Bei der Beschlagnahme wurde als Norm 2500 kg (50 Ctr.) für 1 Stück Vieh zum Selbstgebrauch in Abzug gebracht und der Rest zur Requisition notiert.
3. Die Beschlagnahme fand in der Regel nur dort statt, wo letztes Jahr und früher bei ungleichem Viehbestand Heuverkäufe gemacht wurden.»
Da bei dieser Requisition nur 17 statt der geforderten 24 Tonnen zusammenkamen, musste eine zweite Runde erfolgen; für Ausführende wie für Betroffene eine schwierige und unangenehme Sache!
Weil der Getreideanbau in Hägendorf damals bescheiden war und weil das Militär viel vom anfallenden Stroh für die Mannschaftunterkünfte beanspruchte, forderte das Oberkriegskommissariat statt des Strohs zusätzliches Heu.

Schwierigkeiten rundum

Die im September 1917 vom kantonalen Landwirtschafts-Departement erlassenen Instruktionen über Massnahmen zur Steigerung des Getreideanbaus fanden bei der örtlichen Behörde Zustimmung. Wenig später wurde mittels Zirkular zu vermehrtem Kartoffelanbau und zu grösserer Heuproduktion aufgerufen. Es fehlte an allen Ecken und Enden. Dabei war es ausserordentlich schwierig, Pflanzland zu beschaffen. Der Gemeinderat klagte, die Bauern seien «hinterhäbig». Für die Pflanzperiode 1918 konnte die Gemeinde schliesslich 78 Aren Notstandsland zu Fr. 5.–/Are pachten und notleidenden Familien gratis abgeben.
Trotz grösster Anstrengungen auf allen Ebenen wurde die Versorgung im letzten Kriegsjahr immer problematischer. Neben Brot, Reis und Zucker waren nun auch Milch, Butter, Käse, Fett, Teigwaren und Seife rationiert. Zur Sicherstellung des Armeeheus liess der Regierungsrat das Heu- und Emdgras beschlagnahmen und er beauftragte die Schuljugend mit dem Sammeln von Buchensamen, um so dem Mangel an Speiseöl zu begegnen. Über das noch stehende Getreide wurde ein Verkaufsverbot verhängt und der Schlachtviehverkauf unterlag strenger Kontrolle. Die Fürsorgekommission erhielt Fr. 5000.– zum Kauf von Dörrobst und weiteren Lebensmitteln. Da sich allenthalben Ernteeinbussen zeigten, bewilligte die Gemeindeversammlung vom 29. September 1918 einen Kredit von Fr. 6000.– bis 10000.– zur Beschaffung von Dauerfrüchten für den bevorstehenden Winter und zum Betrieb einer Volksküche. Letztere scheint allerdings nie realisiert worden zu sein. Der Frauenhilfsverein übernahm den Kauf und Verkauf von alten Schuhen, Kleidern und von Wäsche.
Die Preise stiegen trotz der Rationierung ununterbrochen. Ende 1918 waren sie, im Vergleich zu 1914, für Nahrungsmittel und Mieten mehr als doppelt so hoch geworden. Die Löhne dagegen blieben weit zurück.

Verseuchtes Wasser

Im Oktober 1915 wurden bei den im Dorf stationierten Truppenteilen des Füs. Bat. 36 fünf Typhusfälle registriert. Der Verdacht fiel sofort, wie schon 1902, auf die Öliquelle in der Teufelsschlucht. Die von militärischer Seite geforderte Wasseruntersuchung nahm das Sanitäts-Departement vor. Deren Ergebnis ist jedoch nirgends festgehalten. Die vom Militär an allen öffentlichen Brunnen angebrachte Aufschrift «Verseuchtes Wasser» schätzte die Behörde gar nicht. Sie fürchtete, die Touristen könnten deshalb ausbleiben! Ein halbes Jahr später meldete Dr. Adolf Christ von Olten die Einlieferung der an Typhus erkrankten Josefine Eng aus Hägendorf ins Kantonsspital. Als Ursache der Erkrankung bezeichnete er das Wasser des Eggbergbrunnens, dessen Tonröhrenleitung vermutlich beim Bau der Schützengräben beschädigt worden war. Die Brunngenossenschaft Eggberg musste die Brunnstube im Santel und das etwa 2 Kilometer lange Leitungsnetz reinigen. Innert Monatsfrist trat im gleichen Haus (Fridgasse Nr. 50) noch ein zweiter Typhusfall auf. Die betroffene Frau hatte Josefine Eng gepflegt und sich dabei angesteckt.

Särge auf Vorrat

In der zweiten Hälfte des Jahres 1918 führten soziale Spannungen und revolutionäre Ideen schliesslich zum Generalstreik. Zur

gleichen Zeit brach im Lande eine schwere grippenartige Seuche aus. Die Truppenspitäler füllten sich, und Hunderte starben. Das Sanitäts- Departement ordnete im August Massnahmen gegen die «Spanische Grippe» in den Gemeinden an. Es erliess auch Weisungen über die Behandlung von Grippekranken, über die Errichtung von Gemeinde-Notspitälern und über den Schutz des Pflegepersonals. Von der Dienstverlängerung der Bataillone 49, 50 und 51 aus seuchenpolizeilichen Gründen wurden viele Familien von Hägendorf betroffen. Einmal mehr fehlten die Männer bei den Feldarbeiten. Der Gemeinderat bildete eine Gesundheitskommission und beauftragte den Sargmacher, grosse Särge auf Vorrat herzustellen. Die neue Kommission traf verschiedene Vorkehrungen. Als Ende August die Seuche in der Region auftrat, verschob sie die Wiederaufnahme des Schulunterrichts nach den Sommerferien auf Anfang Oktober. Zu jenem Zeitpunkt griff jedoch die Grippe immer weiter um sich; die Schule blieb weiterhin geschlossen und alle Unterhaltungsanlässe wurden untersagt. Für die Rickenbacher war der Gottesdienstbesuch in Hägendorf verboten; ein Doppelposten sperrte den Kirchweg ab. Rickenbacher Frauen, die auf die Frühmesse nicht verzichten wollten, sollen kurzerhand den unbewachten Weg durch die Nelle benutzt haben ...

Der Samariterverein hilft

Am 21. Oktober 1918 liess der Gemeinderat das Schulhaus zum Notspital einrichten. Die Feuerwehrinspektion wurde abgesagt und mit Maueranschlägen machte man die Bevölkerung auf die Meldepflicht von Grippeerkrankungen aufmerksam. Da ganze Familien gleichzeitig erkrankten, waren die Ortskrankenpflegerinnen, die Ingenbohl-Schwestern, bald hoffnungslos überlastet. Deshalb anerbot sich der Samariterverein, Pflegedienste zu übernehmen. Im Vereinsprotokoll ist darüber zu lesen: «Unser Verein nahm die Grippekrankenpflege Anfang Oktober auf. Die Epidemie erreichte ihren Höhepunkt gegen Ende Oktober und flaute dann bis Ende November allmählich wieder ab, sodass Anfang Dezember unsere Tätigkeit eingestellt werden konnte. ... Da die Samariterhilfe bei weitem nicht ausreichte, mussten für unsere Gemeinde noch 19 Privat-Pflegerinnen zugezogen werden.» Die Samariterinnen, es waren mehrheitlich Frauen, arbeiteten insgesamt während 200 Pflegetagen und 50 Nächten! Auf einen Hilferuf von Dr. Stutz ordnete der Verein drei Samariterinnen zur Pflege von Grippekranken ins Sanatorium Allerheiligenberg ab. Acht Pflegerinnen erkrankten ob ihrer Tätigkeit selbst. Ihnen wurde durch die Gemeinde neben den Arztkosten pro Krankheitstag Fr. 5.– vergütet. Mit dem gleichen Ansatz entschädigte man die geleisteten Tag- und Nachtdienste aller Helferinnen und Helfer. Insgesamt zahlte die Gemeindekasse Fr. 2235.– an Krankenpflegegeldern aus. Der Kanton übernahm davon zirka Fr. 900.–.

Die Quellen schweigen über das genaue Ausmass der Epidemie in Hägendorf. Das Gemeinderatsprotokoll erwähnt sehr vage «mehrere Seuchentote», Franz Flury erinnert sich an sieben oder acht. Einer davon ist namentlich bekannt: Arnold Kamber, Adolfs (Iselis). Er kehrte infiziert aus dem Aktivdienst zurück und starb 21 jährig am 27. September bei seinen Eltern. Sein Name ist am Soldatendenkmal in Solothurn aufgeführt.

Am 25. November konnte der Schulunterricht wieder aufgenommen werden: die Epidemie war überstanden. Der Gemeinderat dankte dem Samariterverein, speziell dessen Präsidenten Lehrer Otto Studer sowie Pfarrer Stebler, für die uneigennützige und aufopfernde Arbeit während dieser kritischen Zeit.

Das Militär belastet die Gemeindekasse

Bestimmt ist schon aufgefallen, wie halbherzig, aus heutiger Sicht gar kleinlich, die Behörde damals handelte, wenn es darum ging, den armen Dorfgenossen zu helfen. Pflanzland und Saatgut erhielten diese nicht gratis, ausgenommen 1918. Für Lebensmittelbezüge musste Bürgschaft geleistet werden. Der haushälterische Umgang mit den vorhandenen Mitteln war eine Grundhaltung der vorwiegend bäuerlichen Bevölkerung. Zudem gab der Staat das Beispiel: Er beauftragte die Gemeinden mit der hinreichenden Unterstützung der in Not geratenen und bot bei fehlenden Mitteln in der Gemeindekasse verzinsliche Vorschüsse aus der Staatskasse an. Der

nicht enden wollende Krieg, die schlechte Versorgungslage, Teuerung und Arbeitslosigkeit (z.B. in der Schuhindustrie infolge von Lederimportschwierigkeiten) mochte nicht zu Grosszügigkeit und zum Schuldenmachen verleiten.

Neben den einleitend bereits erwähnten Steuereinbussen und Fürsorgeausgaben belasteten militärische Einquartierungen die Gemeindekasse stark. Die Gemeinden hatten nämlich gemäss eidgenössischem Verwaltungs-Reglement den Truppen unentgeltlich alle notwendigen Unterkünfte für Offiziere, Mannschaft und Tiere, einschliesslich Wach- und Arrestlokale, Materialdepots, Werkstätten und Parkplätze bereitzustellen. Die privaten Logisgeber mussten deshalb aus dem Gemeindesäckel entschädigt werden.

Im Gemeinderatsprotokoll sind die Vergütungen für Kantonementslokale der Berghöfe von August 1914 bis Juli 1915 aufgelistet: Gygersberg Fr. 150.–, Chambersberg Fr. 100.–, Fasiswald Fr. 80.–, Quidam Fr. 50.– und (mittleres) Richenwil Fr. 100.–. Dazu kamen die entsprechenden

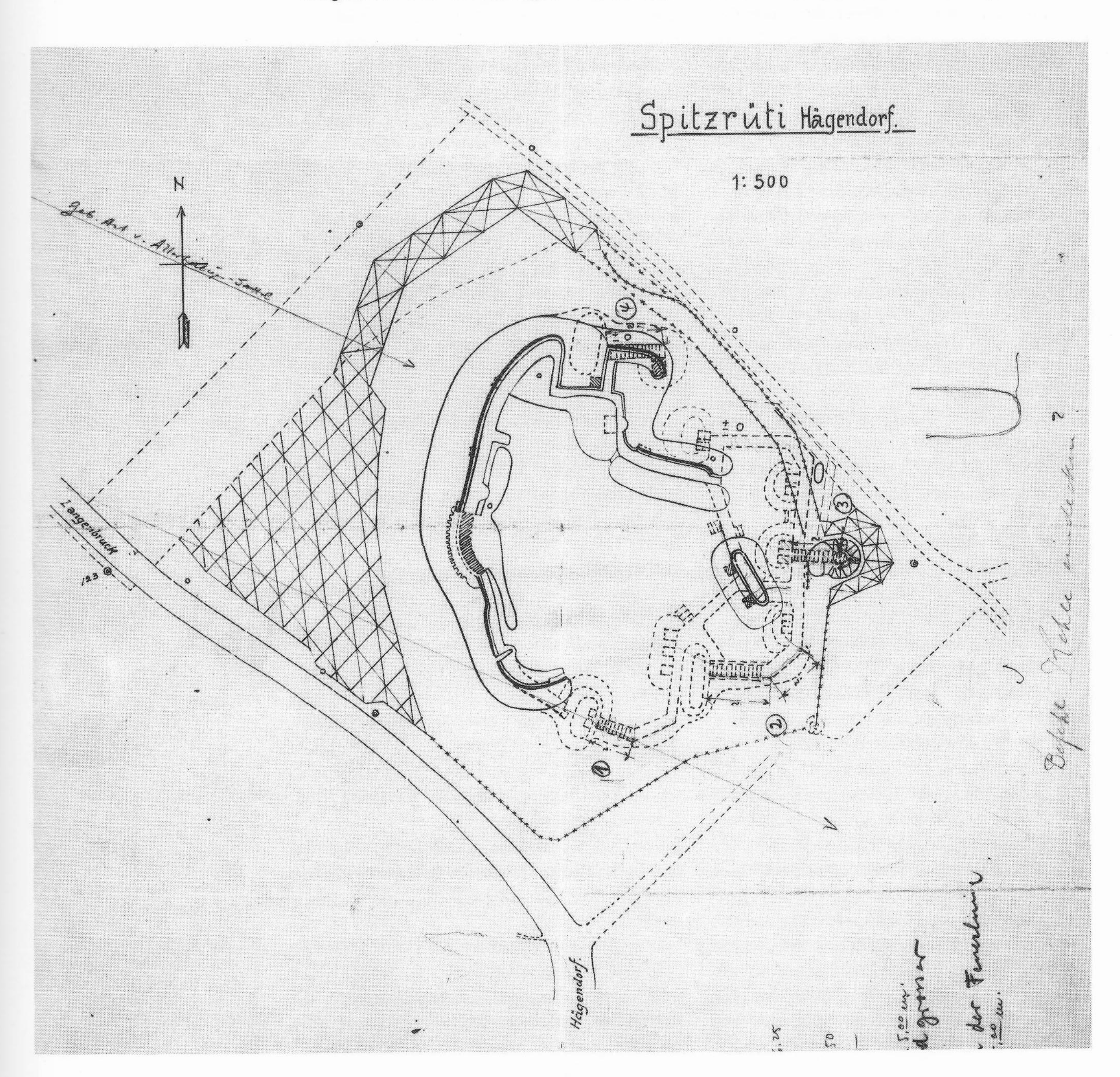


Abb. 19
Die Befestigung Spitzenrüti, auch «Schlifi» oder «Schleifi» genannt, lag beim heutigen Schützenhaus. Mit diesem Fort sollten auf der Allerheiligenstrasse vorrückende Feinde aufgehalten werden.

Forderungen der Wirte und der privaten Unterkunftsgeber im Dorf. Coiffeur Seiberlich (beim Restaurant Kreuz) erhielt für ein Krankenzimmer Fr. 150.–. Obwohl der Bund Beleuchtung, Heizmaterial, Stroh und bauliche Einrichtungen wie Gewehrrechen, Tablare, Kleiderhaken etc. in den Unterkunftslokalen vergütete, wies die Kantonements-Jahresabrechnung 1916/17 Nettoausgaben von Fr. 4500.– aus!

Offizierszimmer zu vermieten

Probleme gab es beim Mietpreis für Offizierszimmer. Nach Ansicht der Gemeinden hätten die Vermieter Fr. 1.– pro Tag erhalten sollen und zwar je 50 Rp. vom Benutzer und von der Gemeindekasse. Die Offiziere beschwerten sich mit Hinweis auf das Verwaltungs-Reglement. Ein Erlass des eidgenössischen Militär-Departements vom 16. 2. 1915 verknurrte die Gemeinden zur unentgeltlichen Abgabe von Offiziersunterkünften. Viele Hägendörfer waren bereit, Zimmer auch zu nur Fr. –.50, dem unveränderten Gemeindebeitrag, abzugeben. Offizieren, die sich für eine Besserstellung der Zimmervermieter auf Kosten des Gemeindesäckels stark machten, gab der Gemeindeschreiber einen Wink mit dem Zaunpfahl: «... die Inhaber der Offizierszimmer dürfen mit obgenannter Vergütung, namentlich wenn sie für Extraleistungen von Seiten des Offiziers noch das sozusagen obligate Trinkgeld dazu erhalten, wohl zufrieden sein.»

Im Herbst 1915, anlässlich des grossen Hauenstein-Manövers, müssen im Fortifikationsgebiet sehr starke Truppenverbände stationiert gewesen sein. Hägendorf, das allein gegen 70 Offiziere aufzunehmen hatte, erklärte sich zusammen mit einigen Nachbargemeinden ausserstande, unter diesen Umständen Vergütungen für Offizierszimmer ausrichten zu können. Eine Reaktion von militärischer Seite blieb aus. Die um ein zusätzliches Einkommen Geprellten waren die privaten Vermieter.

Natürlich gab es auch in Hägendorf Leute, die aus der Situation Gewinn schlagen wollten. Ein Einwohner forderte beispielsweise für seine vom Militär während 14 Tagen requirierte Stuhlmacher-Werkstatt Fr. 238.–. Die Gemeinde wollte ihn mit Fr. 14.– entschädigen. Der Mann beschwerte sich darauf beim kantonalen Militär-Departement. Schlussendlich einigte man sich gütlich auf Fr. 28.–.

Allmendplätze und Bürgerholz

Im Existenzkampf der Dorfbewohner spielte die Bürgergemeinde eine nicht zu unterschätzende Rolle, obwohl die Akten darüber wenig aussagen. Zwar tagten die Räte der Einwohner- und der Bürgergemeinde getrennt, aber da der Ammann und der Gemeindeschreiber für beide Gemeinwesen amteten, wurde bei der Behandlung der Geschäfte und bei der Protokollführung wenig differenziert. Weil die Ortsbürger damals den überwiegenden Teil der Dorfbevölkerung stellten, lasteten die allermeisten Fürsorgefälle, und es wurden immer mehr, auf der Bürgergemeinde. Die Abgaben von Allmendplätzen half mit, das Versorgungsproblem etwas zu entschärfen. Jeder haushaltführende Bürger erhielt 6 bis 7 Aren Land auf der Allmend zur freien Bewirtschaftung zugeteilt. Meist gehörte dazu ein Obstbaum.

Im November 1918, als die finanziellen Reserven erschöpft waren, bewilligte der Bürgerrat einen Vorschuss von Fr. 5000.– aus der Forstkasse um die anstehenden Fürsorgeverpflichtungen erfüllen zu können. Der Forstfondsverwalter konnte sich nicht beklagen. Die Armee bezog zu festgesetzten Preisen grosse Mengen Holz für den Festungsbau, für die Beheizung der requirierten Lokale und für die obligaten Wachfeuer. Dafür schwand der Holzvorrat im Wald. Brennholz wurde knapp. Das Leseholzsammeln musste verboten werden. Die Forstkommission senkte die Holzabgabe pro Haushalt um einen Ster auf 5 Ster und 30 Wellen. Dazu konnten noch höchstens 30 Notstandswellen gekauft werden. Um sicherzustellen, dass auch mittellose Familien Brennholz erhielten, hatte die Gemeinde 50 Ster Fürsorgeholz als Winterreserve einzulagern. Die 25 Familien im Dorf, die weder Gemeinde- noch Kantonsbürger waren und demnach kein Anrecht auf Gabenholz hatten, mussten ihren Bedarf an den jährlichen Holzsteigerungen decken.

Sparen und spenden

Sparen hiess die Devise. Gemeinderat und Schulkommission prüften wegen der rasant steigenden Papierpreise die Wieder-

Schweizerische Anbaustatistik für das Jahr 1917

269 Produzenten bewirtschaften in Hägendorf total 7358.10 Aren mit Hauptkulturen. Davon bebauen 113 Produzenten 729.20 Aren ausserhalb von Landwirtschaftsbetrieben.

Anbau auf Landwirtschaftsbetrieben:

Getreide	Produzenten	Fläche in Aren
Winterweizen	78	982.30
Sommerweizen	19	206.50
Dinkel	20	503.00
Winterroggen	17	202.00
Sommerroggen	3	14.00
Wintergerste	7	47.00
Sommergerste	11	156.90
Hafer	73	1079.70
Einkorn	4	38.00
Mais	1	0.02
Hackfrüchte		
Kartoffeln	155	2685.75
Runkelrüben	94	326.13
Zuckerrüben	1	8.00
Kohlrüben	89	115.37
Weisse Rüben	9	33.40
Gelbe Rüben	92	39.20
Gemüse		
Kabis, Rotkohl, Köhli, Blumen- und Rosenkohl	145	65.38
Andere Gemüsearten	67	24.56
Handelspflanzen		
Flachs	1	15.00
Zichorien	1	0.03

einführung von Schiefertafeln. Auch Tuch war der Teuerung stark unterworfen. Deshalb kaufte man für die Arbeitsschule gleich einen Zweijahresvorrat davon ein.
Trotz prekärer Finanzlage zeigte sich immer wieder Bereitschaft zum Helfen. Da die Fr. 170.- Bundessubventionen zur Unterstützung notdürftiger Kinder durch die Teuerung mehr und mehr an Wert verloren, erhöhten die Gemeindebehörden den Beitrag zu Lasten der Gemeindekasse pro Unterstützungsfall auf Fr. 250.-. Ein Jahr später korrigierte der Bund seine Leistung auf genau den gleichen Betrag. Auch für notleidende Schweizer im Ausland gab die Gemeinde eine kleine Spende.
Einen Tag nach der Brandkatastrophe in der Kammfabrik Mümliswil vom 30. September 1915 übermachte der Rat dem betroffenen Dorf eine Liebesgabe, wie derartige Spenden damals genannt wurden, von Fr. 100.- und erklärte sich für weitere Hilfeleistungen gerne bereit. Eine Hauskollekte erbrachte zusätzlich Fr. 400.-.
Die Wachmannschaft im Bannkreuz ging wohl auch nicht leer aus, als sie auf einem Schild an einem improvisierten Torbogen nicht ganz stil- und fehlerfrei, dafür aber witzig auf die eintönige und magere Kost aufmerksam machte. Es hiess: «Weil der Spatz wird immer kleiner, bedenket uns mit Ostereier!»

Chilbi und Tanz

«Die unerwartete Ausdehnung des Grenzdienstes führte ... zu verbreiteter Enttäuschung und gelegentlich zu militärfeindlichen Ausschreitungen, die sich mit der Dauer des Krieges zu häufen begannen» beschreibt Siegmund Widmer in seiner «Geschichte der Schweiz» den Stimmungswandel während des ersten Weltkrieges. Zweifellos haben die materiellen Sorgen und Entbehrungen auch unter der Bevölkerung von Hägendorf eine wachsende Verdrossenheit bewirkt. Zwar erwähnen die Quellen des Gemeindearchives nichts dergleichen, aber einen Fingerzeig geben sie dennoch. Während den ersten beiden Kriegsjahren verbot der Gemeinderat angesichts der schweren Zeiten die traditionelle Augustchilbi und alle Tanzanlässe. Anfang August 1916 , die Zeiten waren inzwischen noch ernster geworden, gestattete der Regierungsrat Tanzbelustigungen. Weshalb wohl? Das Volk brauchte dringend Zerstreuung und Ablenkung von den Alltagssorgen! Edmund Schaad von der «Eisenbahn» und der Tellwirt Gottlieb Wyss liessen mit behördlichem Segen ab 1917 wieder Rösslispiel, Sicherheitsschaukel und Buden spielen. Wenigstens die Chilbiwelt war wieder in Ordnung.

Am Kirchrain um 1915

In Klammern sind die seit 1988 gültigen Hausnummern aufgeführt.

(3) bedeutet:
Haus Nr. 3 wurde nach 1915 nicht oder nur unwesentlich verändert.
[12] bedeutet:
Haus Nr. 12 wurde nach 1915 stark verändert, ev. abgebrochen und an gleicher Stelle ein Neubau errichtet.
[-] bedeutet:
Das Haus existiert nicht mehr; Brand oder Abbruch.

Der Kirchrain, die Verbindung vom alten Dorfkern rund um die «Dorfbrugg» (vergl. Jahrringe 1986, S. 54/55) zur römisch-katholischen Pfarrkirche, war seit jeher einer der belebtesten Dorfteile. Wie Obwohl das steilste Wegstück vor etwa zehn Jahren etwas abgetragen worden ist, müssen die Zugpferde schwerer Wagen immer noch mit lauten Zurufen, mit Peitschenknallen und Hieben angetrieben werden, so dass unter den Hufeisen die Funken stieben, der Grienbelag spritzt und Staub aufwirbelt. Ruhig und langsam mühen sich die Kuh- und Ochsengespanne bergwärts. Die Zugriemen ächzen, denn die schweren Tiere müssen ihr ganzes Gewicht ins Geschirr legen. Auch für die Automobile ist diese Steigung eine echte Prüfung!
Erstaunen mag die gewerbliche Vielfalt an dieser Strasse. Ganz unten wo der Kirchrain beginnt, steht zwischen zwei stattlichen Kastanienbäumen der Brunnen vor dem offen vorbeifliessenden Dorfbach.



Abb. 1
In der Weggabelung Eigasse-Kirchrain steht das Restaurant Flury.
Später, um ein Stockwerk erhöht, wird es zum Gasthof Teufelsschlucht.
Am linken Bildrand ist im Schatten der stattlichen Kastanienbäume der Stock des Kirchrainbrunnens zu erkennen. Das Wasser fliesst aus zwei Röhren.

sah es dort vor 75 Jahren aus? Dank detaillierter Angaben älterer Dorfbewohner sowie durch Fotografien und Grundbucheintragungen können wir das Strassenbild von damals wieder aufleben lassen. Versetzen wir uns also ins Kriegsjahr 1915!

Links ist das Restaurant Flury (5) (Gasthof Teufelsschlucht) mit seiner laubüberdachten Gartenwirtschaft zu sehen. Erst vor kurzem ist die Bäckerei Kofmehl (3) daran angebaut worden. Das Haus mit dem kleinen Vorgarten wird schier erdrückt von der

mächtigen Stützmauer aus grob behauenen Kalksteinblöcken, über welcher der grosse Garten und das Zweifamilienhaus [5] liegt, das der Kleinbauer und Schuhmacher Meinrad Flury zusammen mit der Familie Kellerhals bewohnt.

Unten, auf der rechten Strassenseite, hat der Consumverein Olten vor wenigen Jahren das ehemalige Restaurant zur Eintracht zu einem grosszügigen Verkaufslokal umgebaut (3). Links davon war ein Coiffeursalon eingerichtet. Aus dem Erdgeschoss des Mäder-Hauses [4] sind die Strickmaschinen zu hören, auf denen Albert Heer Pullover, Strümpfe und Socken herstellt. Im Nachbarhaus (6) betreibt er zudem das «Bonneteriehaus am Kirchrain», einen Kurz- und Weisswarenladen. Im angebauten Doppelhaus (8/10) bietet Fotograf Murat seine Dienste an und ein gewisser Büttiker fertigt dort aus Haselstecken, Bambusrohren und alten «Fadespüeli» einfache Rohrmöbel an. Etwas abseits der Strasse, unterhalb des Kirchrainbrunnens, haust das «Gysiger-Fraueli» in einem Schuppen [12]. Es sammelt Lumpen und Knochen und hält an der Chilbi auf seinem schweren Karren Süssigkeiten feil. An schönen Wochenenden schlägt es für Wanderer seinen Verkaufsstand in der Tüfelsschlucht oder im Allerheiligenrank auf.

Auf der gegenüberliegenden Strassenseite hinter dem Schuhmacherhaus wohnt Frau Kissling, die Hebamme. Ihr Sohn, «s Hebamme Otti», repariert in einem Anbau (9) Velos. Der Verkauf von schönen englischen Rädern ist seit dem Kriegsausbruch ins Stocken geraten. Im ostseitig angebauten Haus (13) wird eine bescheidene Landwirtschaft betrieben. Unweit davon steht «s Chrumme-Huus» [-], ein Hochstudbau mit tief heruntergezogenem Walmdach. Im westseitigen Anbau [17] hat Emil Wyss seine Sattlerwerkstatt und in einem angrenzenden Raum probt jeweils das Orchester der Jungmannschaft.



Abb. 2
Im Jahre 1909 hat der Consumverein Olten das Restaurant zur Eintracht gekauft und darin ein für die damalige Zeit grosszügiges Verkaufslokal eingerichtet. Im Gebäudeteil links ist ein Coiffeurladen untergebracht.

Gegenüber bewohnt Nationalrat und Gemeindeammann Glutz seine von einem gepflegten Park umgebene Villa. (14). Sein ostseitiger Nachbar ist der Gemeindeschreiber Adolf Flury (16/18). Zwischen seinem schmucken Haus und «s Ouguschte-Huus» [11] am Gässli erstreckt sich eine Hofstatt. Auf diesem von Julius Sigrist bewirtschafteten grossen Bauerngut werden die Gemeinde-Zuchtstiere gehalten.

Das unlängst erstellte «Wyssjoggeli-Huus» gegenüber liegt etwas erhöht. Im westseitigen Anbau [23] des nächsten Hauses [-] hat Metzger Wyss bis vor kurzem Fleisch und Würste verkauft. Jetzt sind Soldaten dabei, in der Scheune eine soeben geschlachtete Kuh zu zerlegen. Die einquartierten Truppen müssen verpflegt werden. Das Warenangebot von Albert Studers Handlung [25] nebenan ist umfassend: Lebensmittel, Weine, Wäsche, Schuhe, Papeterieartikel, Eisenwaren und Brennstoffe, einfach alles ist hier zu haben!

Klein aber fein ist das Geschäft der Modistin Lina Sigrist beim Gässli. Der ganze verwinkelte Gebäudekomplex (22) samt der daneben stehenden grossen «Nazi-Schüür» [-] mit den zwei Ställen gehört der Witwe des Ignaz («Nazi») Kellerhals. In





Abb. 3
Im «Bonneteriehaus am Kirchrain» verkauft Albert Heer neben Weisswaren auch Pullover, Strümpfe und Socken aus eigener Produktion. Nebenan bei Fotograf Muralt kann man sich porträtieren lassen, und im Haus ganz links stellt ein gewisser Büttiker einfache Rohrmöbel her.
Abb. 4
Zwei Familien wohnen im Schuhmacherhaus über dem Kirchrain. Eine hohe, grobgefügte Quadersteinmauer begrenzt den grossen Vorgarten gegen die Strasse hin.
Abb. 5
Im Stall des «Ouguschte-Huus» stehen die Gemeinde-Zuchtstiere. Links zweigt das Gässli vom Kirchrain ab. Der Fussweg hat seinen Namen vom engen Durchgang zwischen dem abgebildeten Haus und dem Hutladen der Lina Sigrist.
Abb. 6
«s Büntels-Huus»: Unter einem First sind zwei Wohnhäuser vereinigt. Die beidseits angebauten kleinen Landwirtschaftstrakte sind charakteristisch für Arbeiterbauernbetriebe.



einem nach Süden ausgerichteten Gebäudeteil ist der Kindergarten des Frauenhilfsvereins eingemietet. Wenig weiter sind zwei Wohnhäuser (20/22) mit je einem kleinen seitlichen Landwirtschaftstrakt unter einem First vereinigt: «s Büntels-Huus» (Anton Studer).

Im Haus (29) neben dem Restaurant Schlüssel wohnt die Familie des verstorbenen Kirchensigrists und Drechslers Alois Flury, «s Dräiuelis». Eine kleine Landwirtschaft trägt zum Auskommen bei. Tagsüber geht es im Wirtshaus Schlüssel (1) lebhaft zu, allerdings nicht in der Gast-



Abb. 7
Das Warenangebot der Handlung Albert Studer ist umfassend. Die vielen Fässer auf dem Bild zeigen, dass auch Weinhandel in beträchtlichem Umfang betrieben wird.

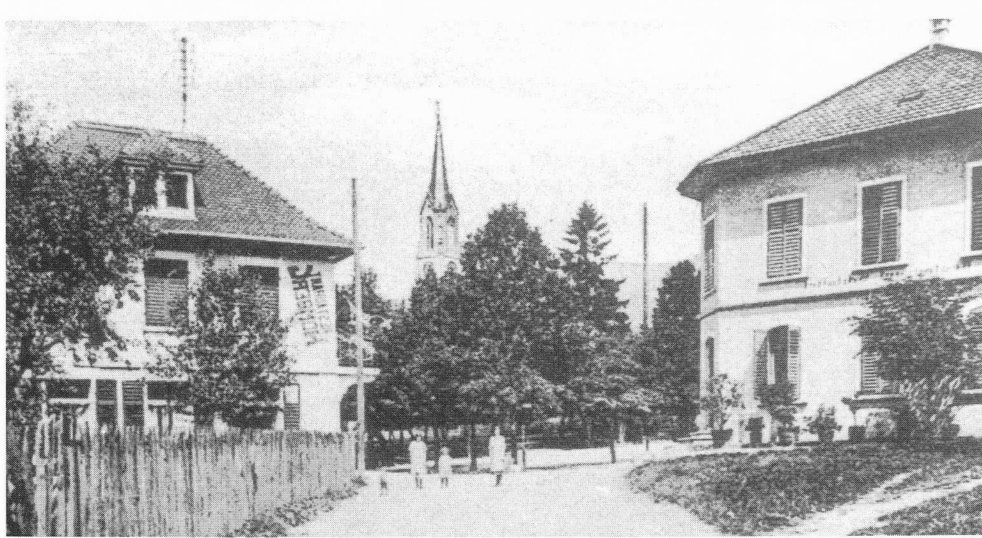


Abb. 8
Zwei Wirtshäuser, das Restaurant Schlüssel und das Restaurant Homberg, flankieren das obere Ende des Kirchrains. Im ersten Stock des «Schlüssels», links, ist die Bezirksschule untergebracht. Auffällig ist der dichte Baumbestand auf der Schulhofstatt in der Bildmitte.

Aus dem Buchhüsli [-] neben der Handlung Studer quillt Dampf; die Soldaten sind beim Kochen.
In den Duft von Suppe und Spatz mischt sich ein übler Geruch. In einem Anbau am stattlichen Uebelhart-Hof (27) stellt «der Hüügi-Doori» Boden - und Schuhwichse, Karrenschmiere und ähnliches Zeug her.

stube, nein, im ersten Stock. Dort sind nämlich die beiden Bezirksschulklassen untergebracht.
Der Saal des Restaurant Homberg (2) ist meist von Truppen belegt. Diese Männer sind bereits ein Jahr im Dorf, und ein Ende des Krieges scheint noch in weiter Ferne ...

Hägendörfer Dorfnamen

Bis in die Gegenwart hat sich in Hägendorf der Gebrauch von sogenannten Dorfnamen erhalten. Allerdings werden diese Zunamen zu den Vor- und Geschlechtsnamen zunehmend nur noch von älteren Leuten verwendet, die ihr Leben lang im Dorf ansässig waren. Durch den Zuzug von Auswärtigen ist die Einwohnerzahl seit den fünfziger Jahren rasch angestiegen, von rund 2000 Einwohnern im Jahr 1950 auf 3800 im Jahr 1988. Im gleichen Zeitraum sank die Zahl der ansässigen Ortsbürger von fast 1000 auf etwas über 700, dabei sind nicht wenige in diesem Zeitraum Neu-Eingebürgerte auch inbegriffen. Da sich die Dorfnamen mit wenigen Ausnahmen auf alteingesessene Bürgergeschlechter beschränken, deckten sie in den vergangenen Jahrzehnten einen immer kleiner werdenden Teil der Einwohner ab. Hinzu kommt, dass die Neuzuzüger diese Dorfnamen meist gar nicht kennen oder in ihrem Gebrauch unsicher sind und sie deshalb nicht verwenden; Dorfnamen werden aber nicht durch die Träger selbst, sondern durch mündlichen Gebrauch der Umgebung gebildet, gefestigt oder verändert und weitergegeben. Mangelnder Gebrauch führt dazu, dass heute viele junge Hägendörfer Bürger ihren eigenen Dorfnamen nicht mehr kennen. Neue Zunamen bilden sich heute meist nur noch in kleinen vereinsähnlichen Gruppierungen oder unter Jugendlichen. Sie betreffen Einzelpersonen und erlangen nur in Ausnahmefällen Bedeutung über die Gruppe hinaus.
Sind die Dorfnamen, welche zum Teil über mehr als 150 Jahre im täglichen Umgang der Dorfbewohner von grosser Bedeutung waren, dem Untergang geweiht? Eine künstliche Wiederbelebung wäre sicher fehl am Platz, denn wichtige Voraussetzungen, wie sie im folgenden beschrieben werden, sind nicht mehr gegeben. Dazu ist die Benennung mit Beinamen ein spontaner und dynamischer Prozess, der sich nicht künstlich steuern lässt.

Warum entstehen eigentlich Dorfnamen?

Der ehemalige Hägendörfer Bezirkslehrer Fritz Grob ist in einem Aufsatz[1] den verschiedenen Gründen zur Namenbildung ganz allgemein und speziell der Dorfnamen (er nennt sie Zunamen) nachgegangen. Als wichtigste Voraussetzung erkennt er «einen festen, unberührten Kern einer alteingesessenen Bevölkerung». Dies traf in den vergangenen Jahrhunderten auf Hägendorf, wie auf viele andere Gemeinden ähnlicher Grösse, zweifellos zu. Ein Hauptgrund zur Entstehung von Dorfnamen ist gegeben, wenn die Träger eines Geschlechtsnamens so zahlreich werden, dass die gebräuchlichen Vornamen zur Unterscheidung der einzelnen Personen nicht mehr ausreichen. Noch 1949 gab es beispielsweise unter den erwachsenen Hägendörfern namens Kamber 7 Arnold, je 6 Marie und Anna, 5 Walter, je 4 Emil, Luise, Franz und Theodor, je 3 Johann, Josef, Paul und Theres. Es mussten zusätzliche Bezeichnungen zur Unterscheidung herangezogen werden. Die Eingeweihten – das war damals noch die Mehrheit der Einwohner – unterschieden dann eben zum Beispiel zwischen Seebinoudi, Ölinoudi (Vater und Sohn), Summernoud und Humbelinoudi (Vater und Sohn), zwischen Feliziwauti und s Männlibeets Wauti, zwischen s Rächemachers Thedor und s Meyis Doori, s Länze Pouli und s Byswinge Pouli.

Ein weiterer Grund für die Zunamen ist die unerschöpfliche Lust des Menschen, seine Mitmenschen zu charakterisieren, zu beschreiben und zu bezeichnen. Dies kann zu neuen Benennungen führen, welche typische Merkmale oder Verhaltensweisen einzelner oder ganzer Familien als Ursache haben; hier ist dann oft die Grenze zu Spitz-, Spott- oder eigentlichen Übernamen nicht mehr scharf zu ziehen. Ein ungewöhnlich Grosser etwa kann dr Läng, ein Kleiner dr Chly, ein Linkshänder dr Lingg, ein Beleibter dr Dick heissen, mit einem gebeugten Gang wird einer zum Chrumm, Leute mit Kraushaar nannte man Chruseli, der Träger eines markanten Schnurrbartes hiess dr Schnouz, ein hellblondes Mädchen s Schimmeli, ein guter Sänger dr Garuso, eine rundliche Person s Bünteli oder dr Büntu. Solche Namen haften oft nur an der betreffenden Person, können aber auch zum Dorfnamen ganzer Familien werden, wie etwa s Lingge, s Schnouze, s Büntus oder s Chruselis.

Die Elemente der Dorfnamen

Das Hägendörfer Bürgerregister[2] reicht als systematisches Verzeichnis bis in die Franzosenzeit, also an den Beginn des 19. Jahrhunderts zurück, damals wurde die Bürger- und Einwohnerkontrolle an die Gemeindeverwaltungen übertragen. Für jeden neuverheirateten Bürger wurde ein Familienblatt eröffnet. Weil hier auch die Eltern verzeichnet sind, reichen unsere Kenntnisse zum Teil bis ungefähr 1775 zurück.
In diesem Register sind nun interessanterweise auch die Dorfnamen schriftlich festgehalten, und zwar bis ungefähr zu Beginn unseres Jahrhun-

derts. Ab dieser Zeit wurden sie wieder ausschliesslich durch den mündlichen Gebrauch weitergegeben, wie es ja ursprünglich in ihrem Wesen liegt. Oft sind Familien oder Zweige davon ausgestorben oder ausgewandert. Mit ihnen verschwanden natürlich auch ihre Dorfnamen. Neue Dorfnamen sind hinzugekommen, welche im Bürgerregister als solche nicht mehr verzeichnet sind. Diese Aufzeichnungen zusammen mit der mündlichen Überlieferung erlauben uns, die Entwicklung und zum Teil auch noch die Entstehung von Dorfnamen über Generationen hinweg zu verfolgen.

Es fällt auf, dass im 19. Jahrhundert verhältnismässig wenige Vornamen gebräuchlich waren. Für den alltäglichen Gebrauch bot sich zur Unterscheidung für Personen mit gleichem Vor- und Geschlechtsnamen der Vorname des Vaters an. So konnte man die einzelnen Sippen und ihre Linien unterscheiden. Ein Kaspar begründete die Sippe der Chaschpus, ein Melchior s Mäuks, ein Hermann s Männlis, ein Lienhard s Lienis, ein Alois s Wisslis, ein Urs s Durse oder s Dösis, ein Christoph s Stöffis (auch s Stüfis), ein Gervas s Vasis, ein Philipp s Lipps (auch Lipplis), ein Fidel s Fideelis, ein Theophil s Thephyle, ein Georg s Jööre, ein Raimund s Remunds, ein Pius s Busse, ein Beat s Beats (oder s Bats), ein Hugo s Hüügis (auch s Hüügelis), ein Christian s Chrischtelis, ein Lorenz s Länze (auch s Loränze), ein Amanz s Manze (auch s Amanze), ein Viktor s Viggis oder s Viks, ein Ignaz s Naazis, ein Andreas s Reeselis, ein Euseb s Seebis, ein Konrad s Konrade oder – über die Verkleinerungsform Chonradli – s Chrättlis. In gleicher Weise entstanden s Aubärts, s Uelis, s Johannse, s Hanese, s Schanglis, s Fäärdis, s Magnusse, s Urbans, s Franze, s Sämis, s Jokebs, s Joggis, s Joggs, s Heirechs, s Ouguschte, s Joose, s Chlause, s Kasis, s Vitaale.

Oft hat die Mutter mit ihrem Vor- oder ledigen Geschlechtsnamen einen Dorfnamen begründet. Es sind auch verschiedene Fälle zu beobachten, wo ledige Mütter den Dorfnamen ihrer Sippe an ihre Nachkommen weitervererbt haben. Der Vorname der Mutter hat zu folgenden Dorfnamen geführt: s Evlis (Eva), s Meyis (Anna Maria – Annemey), s Felizis (Felicitas), s Fridlines (Fridoline), s Bääbelis (Barbara), s Zillis (Cäcilia). Aus dem Mädchennamen der Mutter stammen s Schlääflis (Eheleute Borner-Schläfli), s Studers (Kamber-Studer), s Yselis (Kamber-Iseli), s Brandelis (Kamber-Brand), s Summers (Kamber-Sommer). Es ist nicht verwunderlich, dass diese Fälle gehäuft in der Kamber-Sippe auftreten, weist diese doch über lange Zeit weitaus am meisten Zweige auf. Man darf vermuten, dass die schon früh in der Rötheli-Sippe auftauchenden Dorfnamen s Molle (Moll) mit dem Zweig s Mollenaagis (Agatha) sowie s Merzlis (Merz ist ein damals noch im Dorf ansässiges Bürgergeschlecht) ebenfalls durch Frauen begründet worden sind.

Bereits bestehende Dorfnamen können auch durch Frauen bei der Heirat in die Familien des Ehemannes übertragen werden. Zumindest zwei Fälle lassen sich nachweisen: Eine Elisabeth Fluri, genannt s Männlis Beet, heiratete Jacob Kamber, ihr Sohn Johann Baptist Kamber erhielt den Zunamen s Männlibeets und wurde Stammvater einer eigenen Linie, während die Dorfnamen s Männlis und s Männliheirechs weiterhin für Zweige der Fluri-Sippe gebräuchlich blieben.

Der zweite Fall betrifft die beiden gleichen Geschlechter: Lina Fluri, Tochter des Andreas Fluri genannt s Geissjööre, von Beruf Rechenmacher und Landwirt, heiratete Theodor Kamber. Ihr Sohn Theodor Kamber und seine Nachkommen heissen bei Eingeweihten bis heute s Geissjööre oder auch s Rächemachers.

Ein ähnlicher Übergang ist auch von den Nünlist auf die Merz zu beobachten: Die Frau des Urs Merz, eine geborene Nünlist genannt s Lienis, hatte zwei Söhne, welch dr Lienijoggi und dr Lienivik hiessen.

Als weitere Elemente zur Bildung von Dorfnamen boten sich Beruf, Nebenbeschäftigung oder ein Amt an. Diese hatten auch schon im Mittelalter zur Bildung der festen Geschlechtsnamen wesentlich beigetragen. Auf diese Weise entstanden s Chüefers, s Wäägmachers, s Lehrers, s Wäbers, s Wächters (Wächter nannte man den Dorfboten), s Hächlers, s Weibus, s Sigerschte (aus Sakristan = Kirchensigrist), s Landjeegers, dr Saager, dr Äupler, s Fäärberlis, s Gmeinschrybers, s Becke, s Büürlis (Kleinbauer), s Glasers, s Bärglibammerts, s Houzbammerts, s Rächemachers, s Sauzuswäägers, s Hebammes, s Schnäppers (nach Vermutung von Fritz Grob benannt nach dem gleichnamigen Instrument zur Öffnung der Ader beim Aderlass), s Chemifäägers, s Schuemachers, s Wagners, s Ammes, s Schtatthauters. Beim Wechsel des Amtsträgers ging oft auch der Dorfname auf die Familie des neuen Inhabers über; die bisherigen Inhaber wurden dann z.B. mit s Alt-Weibus, s Alt-Wächters, s Alt-Lehrers, s Alt-Landjeegers, s Alt-Ammes, s Alt-Schtatthauters bezeichnet.

Solche aus Berufen, Nebenbeschäftigungen oder Ämtern stammende Bezeichnungen treten meist in Kombination mit einem Namen auf; sie können für einzelne Personen oder ganze Familien stehen. Zu dieser Gruppe zählen Namen wie s Geiss-Chlauslis, s Geissjööre, s Geiss-Sepps, s Dösischuemachers, s Wagnerchlause, s Wäberjoose, s Busseschnyders, s Wächterschanglis, s Seppuschnyders (der Stammvater wurde dr Schnydersepp genannt), s Schnyderdurslis, s Schnyderchlause, dr Reeselischnyder, s Schmidjoggs, dr Franzeschmid, dr Schmittefritz, dr Schüeliwysu und – aus jüngerer Zeit – dr Tambuurwyss, dr Kamberbeck, dr Rippsteibeck, dr Vögelibeck, dr Häfelibuur, dr Gärtnerhans, dr Blüemliwauti, dr Konsuumdoori, dr Coiffeurdoori, dr Briefträägerwysu, dr Saagimeier.

Weitere Bezeichnungen gewinnt man aus der Herkunft, so etwa von den

ausserhalb des Dorfkerns liegenden Höfen. Hier fallen die Bezeichnungen nicht ausschliesslich auf Bürgergeschlechter, sondern auf die jeweiligen Bewohner und können somit auch wechseln. Hierher gehören Bezeichnungen wie s Santlers, s Hoofjoggis (vor dem Bau der Höhenklinik Allerheiligenberg hiess dieses Gebiet bei den Dorfbewohnern «dr Hoof»), dr Rüttelibuur, dr Gwidemhans, dr Wueschter, dr Sunnebärgröbi, dr Wöuder (frühere Bezeichnung für die Bewohner des Fasiswaldes), dr Richewyler, dr Buechmättler. Aber auch Ortsangaben im Dorfkern kommen vor, etwa dr Eigasser, dr Ölinoudi (frühere Ölpresse am Eingang der Schlucht), dr Hübelischuemacher (Hübeli heisst der steile Anstieg des untern Kirchrains), dr Täufranz (Wirt zum «Tell»), dr Humbelinoudi (Wirt zum «Homberg»), dr Näuesepp. Ebenfalls auf einen geographischen Ort zurückzuführen ist der Dorfname s Schöözers für einen Zweig der Vögeli-Sippe (durch mündliche Überlieferung in «Schörzer» und – in Unkenntnis der Namensherkunft – sogar in «Schürzer» verwandelt). Der Stammvater Johann Georg Vögeli (1780–1854) arbeitete als junger Zimmermannsgeselle längere Zeit in der luzernischen Gemeinde Schötz und wurde nach seiner Rückkehr in die Heimatgemeinde entsprechend benannt[4]. Sehr wahrscheinlich geht auch die Bezeichnung dr dütsch Gustav auf einen früheren Aufenthalt zurück.

Nebst körperlichen Eigenheiten, wie oben schon angeführt, können auch charakterliche Eigenschaften zu Dorfnamen führen wie etwa s Wöude für wilde, ungestüme oder s Byswinge für hastige Leute. Ein in unserer Gegend ungebräuchlicher Ausdruck wie «s Gööni» (bei uns «dr Goon» oder «dr Gorn» für einen grossen Schöpflöffel mit Stiel) hat ebenfalls einen Dorfnamen verursacht. Häufig gebrauchte Benennungen durch die Eltern sind vermutlich bei s Buebs und s Büeblis die Ursache. Die vorwiegende Ernährung durch Rüben (Butze) dürfte zum Dorfnamen s Butzviks geführt haben. Das Festhalten an alten Bräuchen führte zur Bezeichnung s Schuelänge, welche in ihrem Stofflädeli auch nach Einführung des Metermasses den Stoff noch nach Schuh und Elle verkauften. Nach der Vermutung von Fritz Grob[5] ist auch der Zuname dr Buder in diese Kategorie einzureihen, bezeichnet er doch einen Mann, der noch weite steife Leinenhosen trug, als schon die engen Beinkleider Mode waren. Einige Dorfnamen sind sicher irgendwelchen zufälligen Begebenheiten oder andern Ursachen zuzuschreiben, welche wir heute nicht mehr kennen, höchstens noch vermuten können.

Diese Elemente der Namengebung können nun untereinander kombiniert werden; ursprüngliche Bezeichnungen erfahren Erweiterungen, seltener auch Kürzungen. Am einfachsten ist die Erweiterung des Vaternamens durch den eines Nachkommen, z.B. s Vikvasis, s Uelihänse, dr Simonkari, s Chaschpufranze, s Männliheirechs (später verkürzt auf s Heirechs), s Beats-Chlause, dr Chlauseseppli, s Chlausesepplis Alois, s Joggiviks, s Vasjoggis, s Männlibeets, s Dösjoggis, s Dösibeats (auch s Dösibats, später verkürzt auf s Bats), s Lienifranze, dr Sämiotti, s Sämisepps Mundi, dr Gotthardbruni, s Thephyle Miu, dr Fideeli-Linus.

Im weitern sind alle denkbaren Kombinationen der vorgenannten Elemente möglich, um eine bestimmte Person genau zu bezeichnen. Die Bildung der Dorfnamen ist weitgehend auch eine Sache der Phantasie und entzieht sich der vorsätzlichen Systematik. Es ist anzumerken, dass viele Zweige auch älterer Bürgerfamilien keinen Dorfnamen haben. Ob da ein gewisser Respekt mitspielte? Erwähnenswert ist ferner ein Unikum: Innerhalb der Kamber-Sippe waren so viele Dorfnamen im Gebrauch, dass ein Zweig den eigenen Familiennamen als Dorfnamen s Chambers führte.

Man hätte damals sicher manchen Dorfbewohner in Verlegenheit gebracht, wenn man nach dem Familiennamen irgend eines Bürgers gefragt hätte, kannte man doch viele Mitbewohner von Kindsbeinen an nur unter ihrem Dorfnamen.

Eine Übersicht über die Dorfnamen

Die folgende Aufstellung soll einen Überblick über die schriftlich oder mündlich überlieferten Dorfnamen der einzelnen Sippen geben, allerdings wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben.

Borner

s Wisslis, s Vikvasis, s Uelihänse, s Sigerschte, s Wäägmachers, s Lehrers, s Stöffis (s Stüfis), s Schlääflis, dr Simonkari.

Fluri (heute Flury)

s Geiss-Chlauslis, s Geissjööre, s Geiss-Sepps, s Büeblis, s Chaschpus, s Chaschpufranze, s Männlis, s Männliheirechs (s Heirechs), s Wäbers, s Santlers, s Wächters, s Alt-Wächters, s Wächterschanglis, s Beats, s Beats-Chlause, s Hächlers, s Fäärberlis, s Evlis, s Fideelis, s Thephyle, s Seppuschnyders, s Gmeinschrybers, s Schnäppers, s Hübelis (s Hübis), s Wöude, dr Rütteler, dr Täufranz, dr läng Sepp, dr läng Doori, dr dütsch Gustav, s Jokebs Lini.

Kamber

s Franze, s Chamberfranze, s Chambers, s Chlyhanse, s Männlibeets, s Wagnerchlause, s Studers, s Joggiviks, s Weibus, s Alt-Weibus, s Landjeegers, s Alt-Landjeegers, s Vasis, s Vasjoggis, s Hüügelis (s Hüügis), s Chrischtelis, s Loränze (s Länze), s Amanze (s Manze), s Brandelis, s Yselis, s Meyis, s Geissjööre (s Rächemachers), s Urbans, s Seebis, s Reeselis, s Felizis, s Summers, s Byswinge, s Magnusse, s Fridlines, s Burgis, s Hebammes, dr Äupler, dr Rychewyler, dr Franzeschmid, dr Saager, dr Schmittefritz, dr Ölinoudi, dr Reeselischnyder, dr Humbelinoudi, dr Schlüssu-Oski, dr Bantlidouf, dr Kamberbeck, s Urbans Idi, s Konrade Anni.

Kellerhals
s Dösis, s Dösjoggis, s Dösibeats (s Dösibats, s Bats), s Dösischuemachers, s Wäberjoose, s Alt-Ammes, s Naazis, s Fäärdis, s Schüelis, s Chruselis, s Schnägge, dr Bundesroot-Toni, d Schimeli, dr läng Max.

Kissling
s Durse, s Uelis, s Chrättlis, s Bääbelis, dr Ittlinoud, dr Belmondo.

Merz
s Alt-Ammes, dr Lienijoggi, dr Lienivik.

Moser
s Butzviks, s Remunds, s Hanese, s Gundis.

Nünlist
s Lienis, s Lienifranze, s Busse, s Busseschnyders, s Göönis.

Nussbaumer (Nichtbürger, aber seit vielen Generationen ansässig)
s Gwidemers, s Wueschters, dr Kasiwauter, dr Sunnebärgröbi.

Rötheli
s Chüefers, s Molle, s Mollenaagis, s Merzlis, s Büürlis, s Zillis, s Zillidurse, s Zillisepps, s Eigassers, s Schuechlyne, s Buebs, s Lingge, s Becke, s Schnouze, s Schuelänge, s Sauzuswäägers, dr Goldfasaan, dr Diräkter, dr Konsumdoori, dr Coiffeurdoori, dr Näuesepp, dr Gotthardbruni, dr Gärtnerhans, dr Blüemliwauti.

Sigrist
s Schnyderdurslis, s Schnyderhanse, s'Ouguschts, s Alt-Statthauters, s Chlausesepplis, dr Fuchs, dr Sigu.

Studer
s Hoofjoggis, s Büntus, s Schmidjoggs, s Johannse, s Glasers, s Lipps (s Lipplis), s Bärglibammerts, s Alt-Lehrers, s Viggis, s Sämis, s Sämisepps, s Aubärts, s Chemifäägers, s Vitaale, dr Buderfredi, dr Briefträägerwisu, dr Negoziant, dr Chäpsu.

Vögeli
s Schöözers, s Mäuke, s Houzbammerts, dr Vögelibeck.

Wyss
s Chrumme, dr Tambuurwyss.

Bürgerfamilienregister der Gemeinde Hägendorf Blatt 10[illegible]

Familie Jacob Kamber-Kamber, Wagnerklausen

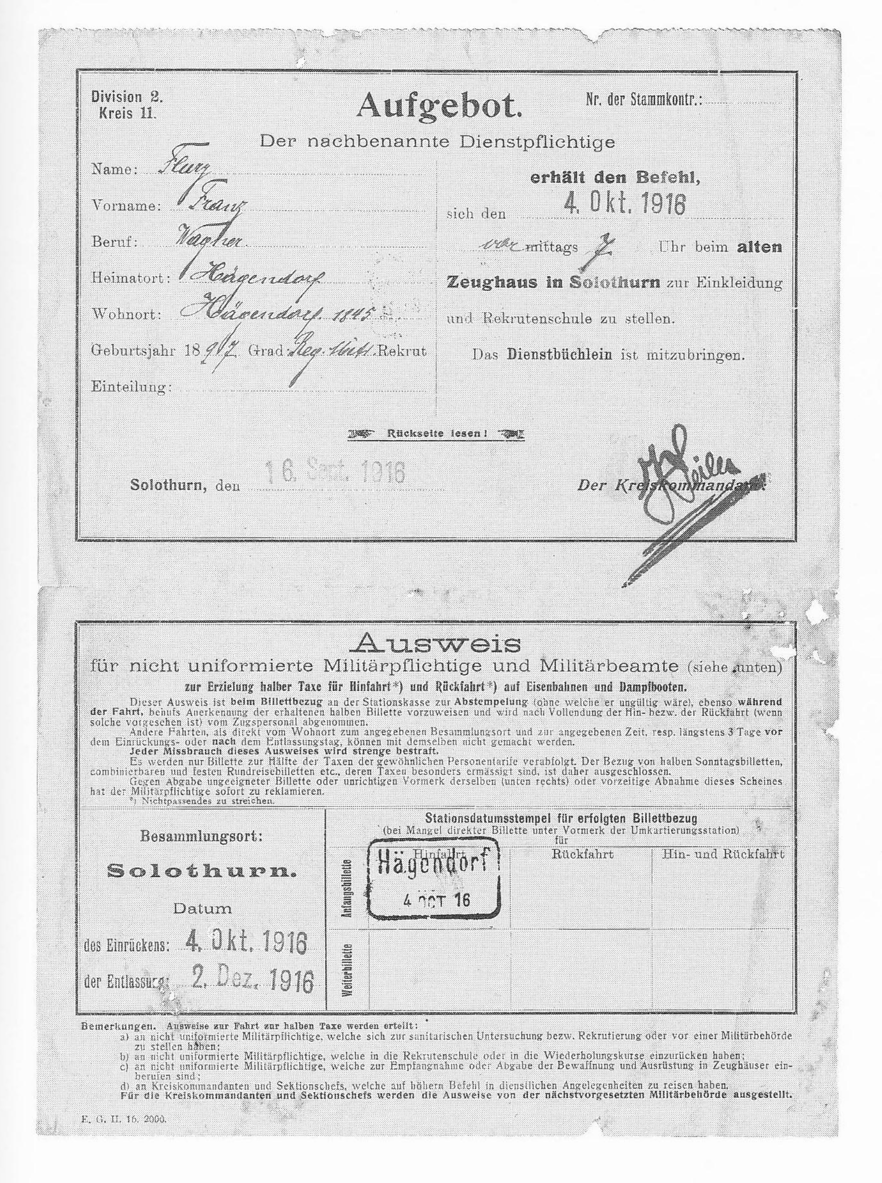
Wohnort: Hägendorf.

Nummer	Namen: Geschlechtsname	Namen: Vorname	Geburt: Jahr	Geburt: Monat	Geburt: Tag	Geburtsort (Eintragsnummer)	Ehe (Trauung und Scheidung): Jahr	Monat	Tag	Trauungsort (Eintragsnummer)	Tod (Verschollenheit): Jahr	Monat	Tag	Todesort (Eintragsnummer)	Bemerkungen
	Eltern: Kamber	Urs													Bürger dieser Gemeinde seit
	Eltern: " geb. Wyss	Elisabeth													Vorher von
															Auch Bürger von / Entlassen aus de[m] Gemeindebürgerrec[ht] / durch Beschluss v[om]
	Kamber Landwirth	Jacob †	1819	Januar	11.	Hägendorf	1864	Mai	24.	Hägendorf N° 7.	1892	Januar	3	Rickenbach N° 1.B.	Tochter des Johann Kam[ber] & der Anna Maria ge[b.] von Felten v. Ricken[bach]
	" geb. Kamber	Viktoria †	1837	Dezember	20	Rickenbach					1899	April	4.	Hägendorf N° 9.	
	Kinder:														

Familienblatt aus dem Bürgerregister. Hinter dem Namen des Familienvorstandes ist der Dorfname festgehalten. Das Ehepaar verstarb kinderlos.

«I wott, i cha, i tue»
Begegnung mit Seppuschnyders Franz

Dienstbefehl an Rekrut Franz Flury, Wagner. Er war noch nicht neunzehn Jahre alt, als er 1916 die Rekrutenschule begann und noch nicht stimmfähig, als er im Januar 1917 mit dem Solothurner Regiment zur Grenzwachablösung im Jura einrückte.



Division 2.
Kreis 11.

Aufgebot.

Nr. der Stammkontr.:

Der nachbenannte Dienstpflichtige

Name: Flury
Vorname: Franz
Beruf: Wagner
Heimatort: Hägendorf
Wohnort: Hägendorf
Geburtsjahr 1897 Grad: Reg. Mitt. Rekrut
Einteilung:

erhält den Befehl,
sich den 4. Okt. 1916 vormittags 7 Uhr beim **alten Zeughaus in Solothurn** zur Einkleidung und Rekrutenschule zu stellen.

Das **Dienstbüchlein** ist mitzubringen.

Rückseite lesen!

Solothurn, den 16. Sept. 1916

Der Kreiskommandant:

Ausweis
für nicht uniformierte Militärpflichtige und Militärbeamte (siehe unten)
zur Erzielung halber Taxe für Hinfahrt*) und Rückfahrt*) auf Eisenbahnen und Dampfbooten.

Dieser Ausweis ist **beim Billettbezug** an der Stationskasse zur **Abstempelung** (ohne welche er ungültig wäre), ebenso **während der Fahrt,** behufs Anerkennung der erhaltenen halben Billette vorzuweisen und wird nach Vollendung der Hin- bezw. der Rückfahrt (wenn solche vorgesehen ist) vom Zugspersonal abgenommen.

Andere Fahrten, als direkt vom Wohnort zum angegebenen Besammlungsort und zur angegebenen Zeit, resp. längstens 3 Tage **vor** dem Einrückungs- oder **nach** dem Entlassungstag, können mit demselben nicht gemacht werden.

Jeder Missbrauch dieses Ausweises wird strenge bestraft.

Es werden nur Billette zur Hälfte der Taxen der gewöhnlichen Personentarife verabfolgt. Der Bezug von halben Sonntagsbilletten, combinierbaren und festen Rundreisebilletten etc., deren Taxen besonders ermässigt sind, ist daher ausgeschlossen.

Gegen Abgabe ungeeigneter Billette oder unrichtigen Vormerk derselben (unten rechts) oder vorzeitige Abnahme dieses Scheines hat der Militärpflichtige sofort zu reklamieren.

*) Nichtpassendes zu streichen.

Besammlungsort:
Solothurn.
Datum
des Einrückens: 4. Okt. 1916
der Entlassung: 2. Dez. 1916

Stationsdatumsstempel für erfolgten Billettbezug
(bei Mangel direkter Billette unter Vormerk der Umkartierungsstation)

	für Hinfahrt	Rückfahrt	Hin- und Rückfahrt
Anfangsbillette	Hägendorf 4 OCT 16		
Weiterbillette			

Bemerkungen. Ausweise zur Fahrt zur halben Taxe werden erteilt:
a) an nicht uniformierte Militärpflichtige, welche sich zur sanitarischen Untersuchung bezw. Rekrutierung oder vor einer Militärbehörde zu stellen haben;
b) an nicht uniformierte Militärpflichtige, welche in die Rekrutenschule oder in die Wiederholungskurse einzurücken haben;
c) an nicht uniformierte Militärpflichtige, welche zur Empfangnahme oder Abgabe der Bewaffnung und Ausrüstung in Zeughäuser einberufen sind;
d) an Kreiskommandanten und Sektionschefs, welche auf höhern Befehl in dienstlichen Angelegenheiten zu reisen haben.
Für die Kreiskommandanten und Sektionschefs werden die Ausweise von der nächstvorgesetzten Militärbehörde ausgestellt.

E. G. II. 16. 2000.

Fast immer sitzt Franz Flury am Tisch und schreibt, nahe am Fenster, im alten Haus an der Eigasse. Er beschäftigt sich stundenlang damit, jeden Tag. Um ihn sind Stösse von Handgeschriebenem, viele Skizzen und Aufzeichnungen. Aber auch für eine neue Begegnung ist er noch im hohen Alter bereit. Aufgeschlossen, mit einer grossen Offenheit berichtet der alte Mann aus seinem Leben. Er freut sich, dass sich jemand für seine Person und die Vergangenheit interessiert. Er erzählt, und bald spürt man seine Welt, welche Erfahrungen aus neunzig Jahren und viele mündliche Überlieferungen von seinen Vorfahren beinhaltet und die geprägt ist von seiner Umgebung, dem Haus, der Werkstatt, seinem Dorf – Hägendorf –, dem Gäu.

Vielleicht war es der Verlust der körperlichen Stärke, nach langen, schweren Krankheiten, der ihn im hohen Alter bewogen hatte, noch einmal etwas Neues anzupacken und seine Lebenserinnerungen aufzuschreiben. *Schaffen, und dann auf einmal nichts mehr tun, ist schwer. Da kommen dann plötzlich dumme Sachen!* bemerkt er vielsagend. Mit dieser Aufgabe hatte er eine Beschäftigung gefunden, die ihn tagtäglich fordert. Es gelingt ihm immer wieder, die Vergangenheit vor seinen Augen und denjenigen seiner Zuhörer auftauchen zu lassen. Mit dem Erzählen und dem Schreiben zeigt er seine noch vorhandene geistige Beweglichkeit. Er will noch etwas! Er hat ein Ziel. Sein ganzes Leben lang gab ihm die Arbeit Halt, auch wenn die Umstände oder die Zeiten schwierig waren. Diese Erfahrung gilt noch heute. Er wendet diese Einsicht an und schreibt seine Vergangenheit auf. Er will ordnen, die Zusammenhänge, die Entwicklungen aufzeigen und erklären und so sein Wissen weitergeben, damit nicht alles verlorengehe.

Was er erzählt und aufzeigt und immer wieder beschreibt, würde ein stattliches Buch füllen. Doch hier müssen wir uns bescheiden und einzelne Mosaiksteinchen aus seinen Erinnerungen betrachten.

Als Neunzehnjähriger an die Grenze

Drehen wir das Rad der Zeit gut fünfundsiebzig Jahre zurück. Seine Jugend fällt in die Vorkriegs- und Kriegszeit. Immer wieder beginnt Franz Flury seine Ausführungen damit: *Die Kriegserklärungen von 1914, von Deutschland an Frankreich und*

England, waren wie aus heiterem Himmel gekommen. Man hatte höchstens einen Blitzkrieg erwartet. In der Bezirksschule hatte ich gelernt, dass unser Land durch die Eigenproduktion ein solches Ereignis überstehen könne. Während der fünfjährigen Kriegszeit musste ich am eigenen Leib die ungenügende Lebensmittelversorgung spüren. Wie viele andere hatte auch ich Hunger.

Missernten und erschwerte Einfuhrmöglichkeiten verstärkten die schwierige Versorgungslage im Land. Durch die ständig steigenden Preise wurden auch im Gäu ärmere Familien bedürftig und benötigten verbilligte Lebensmittel. Im Februar 1916 musste die Rationierung in der Schweiz angeordnet werden. Diese Jahre prägten den jungen Mann entscheidend.

1913 hatte Franz Flury die Berufslehre und die gewerbliche Fortbildungsschule als Wagner begonnen. Schon während dieser Ausbildungszeit musste er seine Selbständigkeit und seinen Einfallsreichtum unter Beweis stellen. Als sein Lehrmeister mit dem Solothurner Regiment zur Grenzbesetzung ins Tessin verlegt wurde, lag das Besorgen der Wagnerei und des Viehbestandes allein bei ihm.

Im März 1916 wurden die Stellungspflicht und die Rekrutenschule für den Jahrgang 1897 vorverlegt.

Gerade neunzehn Jahre alt, noch nicht stimmfähig, rückte der Mitrailleur und Trainsoldat am 24. Januar 1917 mit dem 11. Solothurner Regiment zur Grenzwachablösung im Jura ein. Das Dorf, nordwestlich von Delsberg, war ganz abgelegen, ohne Wasserversorgung und ohne Handwerksbetriebe. Viel Schnee und die grosse Kälte belasteten die Grenzsoldaten. Sie waren ungenügend und mit altem Material ausgerüstet. Die meisten Fahrzeuge waren kaum fahrtauglich. Viel Improvisation, aber auch Durchhaltevermögen waren notwendig. Flury sagt dazu: *Schnee und Regen waren unsere Begleiter, durchnässt und durchfroren, jede Bewegung war ein Ächzen.* Er war als Fourgon-Fahrer und als Spezialist für alle anfallenden Holzarbeiten eingesetzt und immer wieder abkommandiert, um selbständig die verschiedensten Arbeiten auszuführen. Er baute Futterkrippen für die Pferde, richtete ganze Stallungen ein, flickte in viertägiger Handarbeit und bei 20 Grad unter Null die abgenutzten Kufen eines grossen Brennholzschlittens, stellte für die Offiziere Stiefelzieher her, fertigte Stallbesen an, konstruierte Latrinen, reparierte alles und bewies schon damals eine grosse Gewandtheit, sich in schwierigen Situationen zu helfen. Er hatte den Befehl, nach jeder Dislokation sofort mit einer Holzbearbeitungswerkstatt in Bereitschaft zu sein. Es erfüllt ihn noch heute mit Stolz, dass ihm – er war der Jüngste – seine Vorgesetzten so viel zutrauten.

Er erlebte die Nähe des Krieges bei weiteren Grenzeinsätzen im Pruntruter Zipfel mit Kanonendonner, Gefechten in 500 bis 1000 Meter Entfernung, stundenlangem Trommelfeuer und mit der Zerstörung von Schützengräben und Befestigungen. Zuletzt diente er am Bodensee. In diesem Gebiet gab es keine direkten Kriegshandlungen. Das Wachestehen an der Nordostgrenze, am Bodensee und im Rheintal war die Hauptaufgabe. Der Schmuggel blühte, denn in Deutschland und in Österreich herrschten Mangel und Entbehrungen an allen Handelsgütern. Alles, was verwertbar war, wurde geschmuggelt: Lebensmittel, aber auch Kleider, Platin, Gummi, ja sogar Nähfaden, der während des Krieges in Österreich per Laufmeter verkauft wurde.

Schmunzelnd erzählt er die Geschichte, die er selber an der Grenze miterlebt hatte. Täglich passierte ein Landarbeiter mit einer Schubkarre und Werkzeug die Grenze, weil er angeblich ein Stück Land auf der anderen Seite bearbeiten wollte. Am Zoll stellte er alles ab, seine Pfeife in der Hand haltend, plauderte ein paar Worte, hatte natürlich nichts zu verzollen und konnte dann seines Weges gehen. Nach Tagen ordnete ein argwöhnisch gewordener Zöllner eine genaue Kontrolle an. Das Schmuggelgut, lauter gewöhnliche Fadenspulen, befand sich jedoch in den Griffen und in der Nabe der Karre und sogar in der Hand, unter der Pfeife versteckt.

Im August 1918 wurde die Kompanie – wegen der Grippe-Epidemie vermutet Flury – vorzeitig entlassen. Viele Menschen erkrankten und starben. Versammlungen, Tanzveranstaltungen und später auch die Fasnacht wurden verboten. Er war kaum ein paar Wochen zu Hause, da wurde das

Abb. 2
Dieses Bild wurde 1904 von einem Passanten nach einer Wanderung durch die Teufelsschlucht aufgenommen. Es zeigt das zweihundert Jahre alte Haus, den Eigentümer Josef Flury und seine Ehefrau Emilie Flury-Lack mit den Söhnen Josef und Franz.

Land erneut erschüttert. Am 11. November löste in nächster Umgebung das sogenannte «Oltener Aktionskomitee» unter der Führung des Sozialisten Robert Grimm den Generalstreik aus. Dreihunderttausend Arbeiter folgten dem Streikaufruf, hunderttausend Soldaten standen in Bereitschaft. Es kam zu Auseinandersetzungen, die sogar in Grenchen Tote forderten. *Es ist ein zerworfener Zustand gewesen,* sagt Flury von jener Zeit. Er hatte es am eigenen Leib erlebt. Ohne die Lehrzeit beendet zu haben, musste er



Soldat werden und nach der Rekrutenschule Grenzdienst leisten. Der Sold war gering. Für die Soldaten betrug er achtzig Rappen, und die wenigsten erhielten Lohnausgleichszahlungen. Er schreibt dazu: *Es war hart, unter den damaligen Zeitumständen monatelang dem Vaterland zu dienen, bei Regen, Schnee, Hitze und Kälte, noch keinen Franken Geld verdient zu haben, noch immer von den Eltern unterstützt zu sein!*

Nicht nur für seine Generation, für alle waren die Kriegsjahre ausserordentlich belastend gewesen. Die Grenzbesetzung, die Grippe-Epidemie, die Bedrohung der Existenz durch den Mangel an Rohstoffen, die Arbeitslosigkeit und die anhaltende Teuerung führten zu einer Ermüdung in der Bevölkerung.

Heimkehr ins Strohdachhaus

Nun musste er zu Hause wieder Fuss fassen. Im alten, behäbigen, strohbedeckten Haus – im Sagershaus –, unten an der Eigasse, war er geboren worden und hatte dort mit dem älteren Bruder Josef die

Kindheit verlebt. Seine Eltern, Josef und Emilie Flury-Lack, hatten 1890 die Liegenschaft, bestehend aus Wohnhaus, Scheune und Hofstatt, erworben. Sie waren als habliche, sparsame und arbeitsfreudige Leute bekannt.
Das Haus war im Jahre 1704 im Alemannenstil erbaut worden. Scheune, Stall, Tenn und Wohnhaus waren unter einem grossen Strohdach, welches von mächtigen Rundholzdachsparren getragen wurde, die fast bis zum Boden reichten. Die Dachlatten waren aus Stangenholz, mit der Axt oben und unten von Hand zugehauen und mit Holznägeln befestigt.
Die Küche mit der offenen Feuerstelle war der Mittelpunkt des Hauses. Neben dem Herd befand sich die Türe zum Backofen, mit dessen Hilfe man die «Sitzchouscht» und damit das Wohnzimmer heizte.
Ein eigentlicher Kamin fehlte. Der Rauch stieg in der Küche bis zum höchsten Punkt, dort war die Rauchkammer eingerichtet, dann entwich er durch den Rauchaustritt unter dem Strohdach. Die grossen Russablagerungen an der Feuerdiele über der

Abb. 3
Die gemalten Ofenkacheln stammen aus der alten Stube des Strohdachhauses. Sie wurden 1925 beim Abbruch desselben gefunden.
Abb. 4
Ganz alte Räder erkennt man an den handgeschmiedeten Felgen. «Um ein Rad zu bauen, ist viel harte und anstrengende Arbeit zu verrichten», sagt Flury dazu.



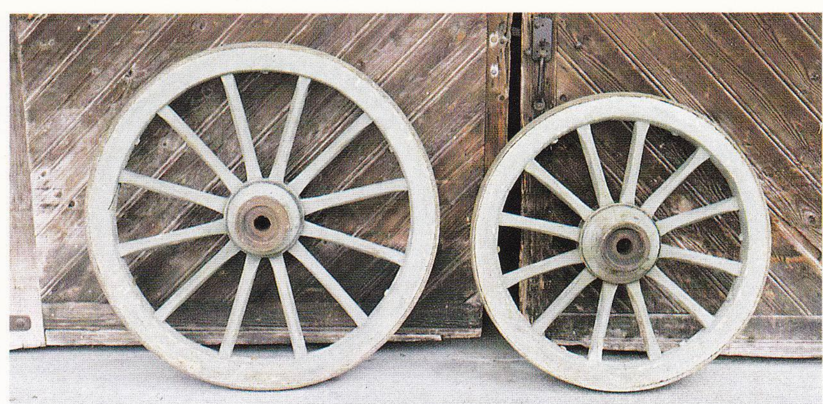




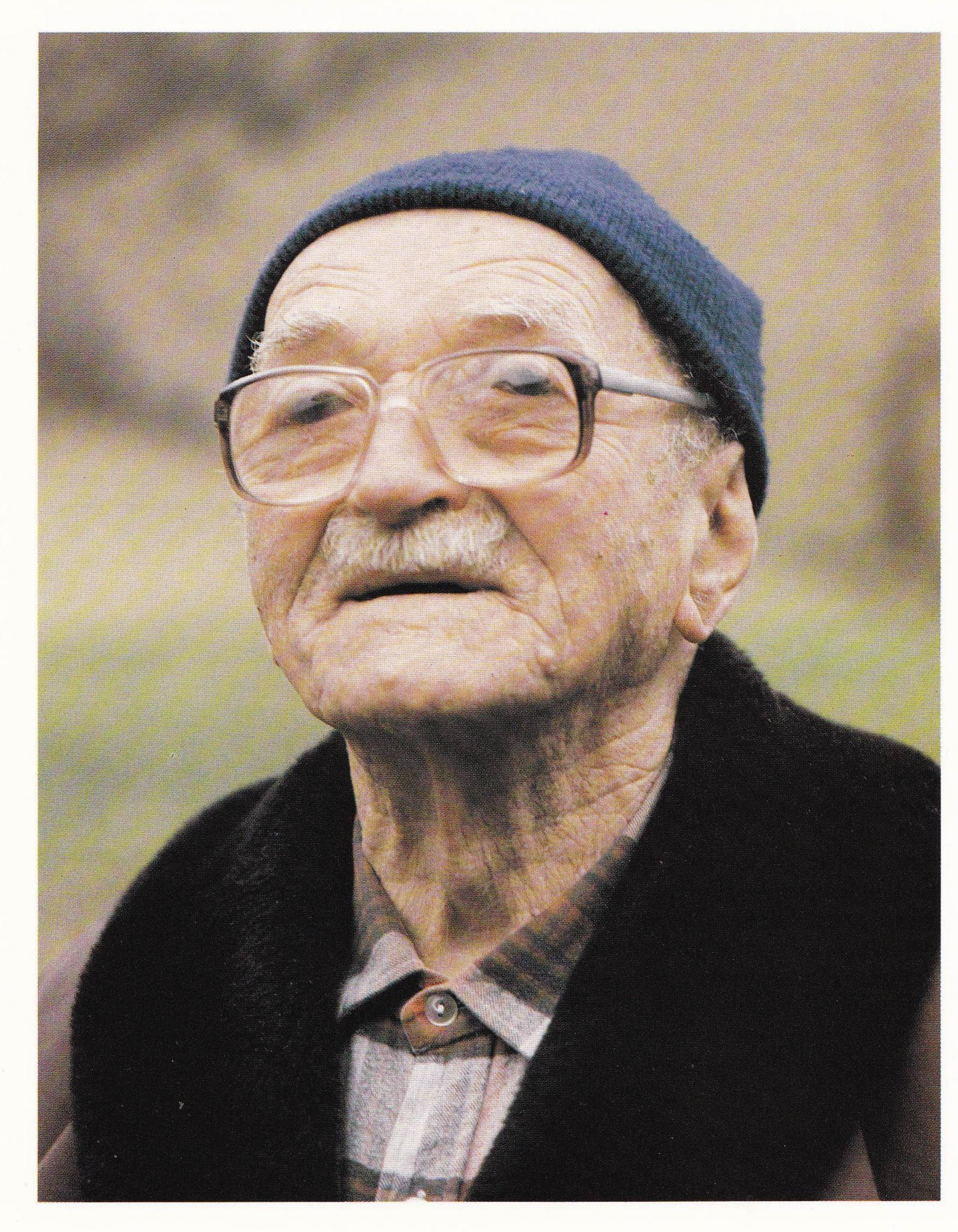


Abb. 5 und 6
In vielen Haushaltungen waren Haspel Gebrauchsgegenstände. Flachs zu solchen Getreidesäcken wurde von Franz Flurys Mutter gesät, geerntet und verarbeitet. Um 1920 nähte der Seppuschnyder diese Säcke. Rund 42 000 Wäschezangen hatte Franz Flury vor allem im Winter angefertigt.

Rauchkammer wirkten isolierend, hielten die Funken auf und verhinderten über 200 Jahre einen Strohdachbrand. Unter dem Fenster befand sich ein Schüttstein mit einem Abfluss, das Wasser aber musste am Brunnen geholt werden. Boden und Wände waren mit Holz verkleidet, die Räume ausser der Küche niedrig und die Fenster klein. Doch für die Eltern und die zwei Buben war genügend Platz vorhanden. Diese Wohnverhältnisse darf man nicht als primitiv bezeichnen; so lebte die bäuerliche Bevölkerung gemeinhin.

Sein Vater war von Beruf Schneider und führte auch – wie es damals üblich war – eine Landwirtschaft für den Eigenbedarf. Die Felder waren weit verstreut und die Arbeit mühselig. Wie schon der Urgrossvater führte der Vater den Dorfnamen «Seppuschnyder». Josef war damals ein häufiger Name. Sechs Bürger mit dem Namen Josef Flury wohnten im Dorf, und zufällig waren sie fast im selben Alter. In der Familie und von den Nachbarn wurde der Vater Josef genannt, im Dorf und in der Gegend war er ganz einfach der Seppuschnyder.

Abb. 7
Franz Flury, dreiundneunzigjährig.



In den ruhigeren Wochen ging er auf die Stör oder nähte aus den handgewobenen Stoffen die bestellten Kleider zu Hause. Für ein Mannskleid ohne Zutaten beliefen sich die Kosten auf 12 bis 20 Franken. Der Stundenlohn eines Zimmermanns betrug damals 60 Rappen, der Taglohn eines Handlangers in der Centralbahnwerkstätte 3.60 bis 4 Franken. Ein Liter Milch kostete 22 bis 24 Rappen und ein Kilogramm Brot 60 Rappen.
Schon als Bub hatte Franz häufig die genähten Kleider abliefern müssen. Bei diesen Botengängen erfuhr er oft von den drückenden Nöten der Leute, denn die Zeiten waren bei den kargen Handwerkerlöhnen schwierig. Er erinnert sich: *Einmal habe ich eine Frau im Hause angetroffen, die den vom Manne abgegebenen Zahltag einteilte und die ich heute noch bewundere. Es waren fünf bis sechs Häufchen auf dem Tisch. Die Frau hatte die Kleider, die ich gebracht hatte, abgenommen, aber sich sofort entschuldigt, denn sie konnte mir nicht zahlen. Dann erklärte sie mir: «Dieses Häufchen - es waren einige Franken und Batzen - ist für den rückständigen Zins, dieses Häufchen da für einen Handwerker, das folgende für Steuern, ein weiteres für Milch, der Rest für Brot.»*
Solche Erlebnisse nahm er in sich auf. Mit offenen Augen registrierte er soziale Notlagen, schwierige Lebensumstände oder unverschuldete Situationen und verstärkte damit sein Empfindenkönnen für Recht und Unrecht. Seiner Lebtag konnte er in diesem Bereich wohl unterscheiden. Noch heute erzählt er differenziert von solchen Begebenheiten und Vorfällen, die sein Denken und Handeln beeinflusst haben.

Auf der Suche

Die Kinder- und Jugendjahre, die Lehrzeit, die Kriegszeit waren von einer sehr ungewissen Zukunft abgelöst worden. Er musste sich neu orientieren. Die Eltern, mehr als sechzig Jahre alt, hatten die Landwirtschaft mit Fleiss und Erfolg bewirtschaftet und wünschten nun von den Söhnen Unterstützung. Von seinem Bruder dazu aufgefordert, wollte Franz Flury selbständig eine Wagnerei aufbauen. Platz dazu war in der alten Scheune vorhanden. Daneben war er entschlossen, den Eltern in der Landwirtschaft beizustehen. Leicht war das damals nicht. Die Scheune war reparaturbedürftig, und für die Werkstatt brauchte er Maschinen und trockenes Rohholz. Das Wohnhaus war über 220 Jahre alt, vorwiegend aus Holz, strohbedeckt und bedurfte dringend einer Sanierung. Auch bot es nur einer Familie Platz. Wie die meisten seiner Jahrgänger wollte auch er eine Lebensgefährtin suchen, doch die ganzen Umstände gestalteten dieses Unterfangen als sehr schwierig. Infolge des Krieges und wegen der grossen Unsicherheit waren nur wenige Haushalte gegründet worden, und jetzt zeigte sich ein grosser Nachholbedarf. Er musste sich alles erkämpfen, nichts fiel ihm einfach in den Schoss. Es brauchte Geld und Zeit, Kraft und Ausdauer und eine sorgfältige Planung. Er wollte mit der Wagnerei sein Auskommen finden und mit seinen Eltern, welche die Landwirtschaft betrieben, unter einem Dach leben. Gleichzeitig musste alles neu aufgebaut und entwickelt werden.

Aufbruch

1923 begann er mit dem Bau der mechanischen Wagnerei. Die Erfahrungen aus dem Aktivdienst kamen ihm jetzt zugute. Den Anteil an Eigenleistungen hielt er möglichst gross. Die Bandsäge war eine Eigenentwicklung, ähnlich einer solchen, die er im Militärdienst benutzt hatte, angetrieben mit einem fahrbaren Elektromotor, der auch in der Landwirtschaft gebraucht werden konnte. Es gelang ihm, bei der Liquidation der Fortifikation Hauenstein für 850 Franken Wagnerholz zu erwerben. Gleichzeitig wurde eine Kehlmaschine aus dem Elsass angeboten, die er ebenfalls kaufte. Nach und nach schaffte er die Hobelmaschine, eine Bohrmaschine, die Gattersäge zur Bearbeitung der Rohhölzer und eine Bandschleifmaschine, eine Seilwinde und eine Holzdrehbank an. Und bald dehnte sich seine Kundschaft bis nach Olten und im ganzen Gäu aus.
Der Neubau des Wohnhauses an der Stelle des alten Strohdachhauses musste wohlüberlegt sein. Das Wünschbare war abhängig vom Machbaren, denn eine Bauverschuldung sollte möglichst umgangen werden. Das ganze Vorgehen konnte Franz Flury nur bewältigen dank zäher Ausdauer und dem Beistand und der Mithilfe der El-

tern. Immer wieder waren fünfzehn- bis zwanzigstündige Arbeitstage notwendig. Viel Verzicht und Entbehrungen waren häufig, und das ganze Vorgehen war mit vielen Einschränkungen verbunden. Im Alemannenhaus war die Küche mit dem Herdfeuer das Zentrum gewesen. Sobald der Rohbau des neuen Hauses beendet war, wurde mit dem Fertigstellen der Küche ein erstes Ziel erreicht und der Anschluss an die neue Zeit gefunden. Auch heute ist die grosse Küche der gut ausgebaute Mittelpunkt des Hauses - der Ort, wo sich der Alltag abspielt. Es brauchte Jahre, bis aus dem Rohbau das neue Haus, aus der baufälligen Scheune eine funktionstüchtige Wagnerwerkstatt und aus dem Jüngling ein Familienvater geworden war.

Viel ist von Eigenleistung die Rede, wenn Flury aus jener Zeit berichtet, von starkem Willen, von fast übermenschlicher Anstrengung, dem Leben zu begegnen, das Leben zu meistern. Die Nachkriegsjahre und der Beginn der Wirtschaftskrise fielen mit seinen besten Jahren zusammen und belasteten seine unbändige Schaffenskraft und seinen Willen, das Erbe der Vorfahren zu übernehmen und weiterzuführen.

In seinen Schriften findet sich die Notiz, dass ihm auf der Brautschau nach einer Bäuerin kein Erfolg beschieden war, denn keine Frau hätte damals unter diesen harten Bedingungen in einem Landwirtschaftsbetrieb mitarbeiten wollen. Es beschämte ihn, *als Wagner und Landwirt nur Absagen einheimsen zu müssen.* Nach dem Krieg arbeiteten damals viele «Ausländische» als Landarbeiter, Knechte und Mägde bei hiesigen Landwirten. Er entschloss sich alsbald, wenigstens eine Person als Haushalthilfe zu suchen. Er fand diese durch die Vermittlung der in Hägendorf verheirateten, ehemaligen Schwarzwälderin Friederika Borner in der Person von Fräulein Marie Morath aus Birkendorf im Schwarzwald. Ein Jahr später, am 26. Juli 1928, schloss Franz Flury mit Marie Morath den Ehebund in Einsiedeln. Die Hochzeitsreise führte das Paar ins Tessin. Sie wohnten bei Onkel und Tante, Fabian und Paulina Lack-Wipfli in Bellinzona. Noch heute erzählt Flury von den Ausflügen nach Lugano, Gandria, Morcote und Brissago.

Auf die Jahre seit Kriegsende zurückblickend, stellt Franz Flury voller Stolz und Dankbarkeit fest, dass es ihm - gut dreissigjährig - gelungen war, *unter grössten Anstrengungen, durch Verzicht und Entbehrungen* sein Ziel zu erreichen. Er hatte ein eigenes Dach über dem Kopf und eine mässige, überschaubare Bauverschuldung. Damals gewährten die Banken nur sehr zögernd Darlehen, es brauchte mehrere Bürgen.

Er hatte einen eigenen Betrieb, die Wagnerei, und führte mit den Eltern zusammen die Landwirtschaft für den Selbstbedarf. Die Lebensgrundlage für eine Familie war geschaffen, nun musste sie ausgebaut werden in einer Zeit, wo die Weltwirtschaftskrise Wachstum und Entwicklung kaum zuliess.

Von Rädern und Wäschezangen

In der Wagnerei baute der Seppuschnyder - obwohl er mit der Schneiderei nichts zu tun hatte, war der Dorfname auf ihn übergegangen - jährlich sechzig bis siebzig neue Wagen- oder Fahrzeugräder, dazu kamen dreissig bis vierzig Reparaturen.

Er schreibt dazu: *Das Rad - es besteht aus Nabe, Speichen und Felgen - wird von den Handwerkern Wagner und Schmied hergestellt. Die Nabe ist für eine hölzerne Achse gebaut, die Speichen sind paarweise eingeteilt, um den Felgen einen besseren Halt zu verleihen. Ganz alte Räder erkennt man an den handgeschmiedeten Felgen. Um die Laufflächen beschlagen zu können, braucht es fünf bis sieben Stücke, die dann mit handgeschmiedeten Nägeln befestigt wurden.* Franz Flury besitzt noch solche Nägel und Reifenstücke, und er erinnert sich noch an das alte Rad aus der Zeit um 1700, welches von seinem Urgrossvater Seppu Heuri - er war ein Hägendörfer Bürger - gebraucht worden war.

Es ist viel harte und anstrengende Arbeit zu verrichten, indem alles im Gefüge des Rades fest ineinander zusammengefügt werden muss, um eine grosse Stabilität zu erreichen. Was er hier für den Radbau aussagt, ist seine Lebenshaltung. Die harte und anstrengende Arbeit verlangte zähe Ausdauer - ein Wesensmerkmal, das Franz Flury sehr geprägt hat. *I wott, i cha, i tue,* sagt er noch heute, wenn er irgendwohin will. Auch der Regen hält ihn nicht davon

ab. Er marschiert mit seinen Stöcken durchs Dorf, über neunzig Jahre alt, selbständig, ohne Hilfe anzunehmen. Schalkhaft bemerkt er dazu: *Solange ich noch gehen kann, wenn auch mit Schmerzen, lebe ich!*

Für den Bau der Räder wurden in unserer Gegend einheimische Harthölzer mit grosser Festigkeit verwendet: Bachesche, Ulme, Eiche, auch Buche, Ahorn, Akazie, Mehlbeerbaum für hölzerne Achsen, Feldahorn oder Nussbaum für Naben. All diese Hölzer mussten oft jahrelang gelagert und gut luftgetrocknet verarbeitet werden, *so dass das Gefüge der Räder im fertigen Zustand satt im Gefüge blieb und ein hohes Alter erreichte.*

Zur Sicherung des Wagenrades auf der Achse diente ein Metallstift, der sogenannte «Lung». Das Spottlied mit dem Begriff «Lung» übernahm der Seppuschnyder aus Erzählungen seiner Mutter. Um 1870 holzten ihre Vorfahren auf der Südseite des Born, denn Kappel besitzt dort Waldungen bis gegen Ruppoldingen. Die Mutter musste den Waldarbeitern jeweils das Mittagessen bringen. Die vorbeifahrenden Flösser wurden mit dem Spottlied «Dr Lung isch uus und s Rad isch ab, d Schelme fahre d Aare ab» begrüsst. Von alt Bannwart Kellerhals, einem Nachbarn seines Vaters, wurde ihm erzählt, dass vor zirka 130 Jahren auserlesene Tannenhölzer aus dem Unterwald von Hägendorf von Flössern auf der Aare bis ins Meer befördert wurden. Die sogenannten «Rüeblitannen» wurden als Masten für die Segelschiffe gebraucht. Die Seile, die für den Transport gedient hatten, mussten anschliessend von den Flössern den weiten Weg und zu Fuss über den Jura zurückgetragen werden. Absteige und Quartier bis zur nächsten Reise war der heute erneuerte «Flösserhof» in Biberist.

1930 hatte Flury mit der Produktion der selbstentwickelten Einhänderwäschezange angefangen, mit der man die nassen Wäschestücke leichter aus den riesigen kupfernen Waschkesseln heben konnte.

Rund 42 000 Stück hatte er vor allem im Winter herstellen und vertreiben können, doch mit dem Aufkommen und dem Siegeszug der Waschmaschinen veränderten sich die Waschgewohnheiten schnell. Noch da und dort verstauben in Kellern Waschbretter und Zangen als Erinnerungsstücke an kräfteraubende, mühsame Waschtage.

Schicksalsschläge

Nach der langen Aktivdienstzeit während des Zweiten Weltkrieges musste er 1945/50 den Zusammenbruch des Wagnergewerbes und der Wäschezangenherstellung miterleben. Eine neue Zeit, Aufbau und Wirtschaftswunder überrollten ihn. Gleichzeitig beanspruchte ihn seine Familie – er hatte drei Töchter und sieben Söhne – in einem Höchstmass. Der Ertrag der Landwirtschaft garantierte ihnen die Nahrung. Nur durch die tatkräftige Mithilfe der Hausfrau und Mutter und der Eltern war die strenge und aufwendige Arbeit zu bewältigen, während gleichzeitig die berufliche Zukunft neu überdacht werden musste. Es war der Stolz des Vaters, genug Brot, Milch, Obst, Kartoffeln und Gemüse auf der eigenen Scholle erzeugen zu können. Aus Notwendigkeit wurden auch die grösseren Kinder zur Mithilfe angehalten. Da gab's keine Zeit auf der Strasse zu vertun! Die Beanspruchung im Alltag war für die vielköpfige Familie oft zu gross, und Krisen mussten überwunden werden. Es kam vor, dass der Vater mit grosser Besorgnis der Zukunft entgegensah, und er beschreibt Leiden und Freuden später in seinen Aufzeichnungen. Im Beruf und in seiner Familie erlebt er Höhen und Tiefen, er nimmt Schicksalsschläge hin, seine Frau stirbt 1976. Er überwindet schwere Operationen und findet als fast Neunzigjähriger nach langer Krankheit noch einmal Geborgenheit und ein Dach über dem Kopf in seinem alten Heim, seiner Geburtsstätte an der Eigasse, bei der Familie eines seiner Söhne.

Hier reift nun sein Entschluss, sein Wissen der Nachwelt weiterzugeben. Im Schreiben findet er eine neue Aufgabe. Er ordnet sein Wissen, seine Erinnerungen, sein Leben.

Zum Wohle der Gemeinde

Den grössten Teil dieses Lebens hat er in Hägendorf verbracht. Offen und interessiert setzte er sich mit allem auseinander und versah viele Ämter und Aufgaben in der Gemeinde. Grosse Hingabe und Gewissenhaftigkeit zeichnete seine Arbeit aus. Dreissig Jahre wirkte er im Vorstand der landwirtschaftlichen Genossenschaft



Abb. 8
Seit hundert Jahren ist die Liegenschaft an der Eigasse 19 im Besitz der Familie Flury. Bei der Familie seines Sohnes Sepp und Juanita Flury-Salas verbringt Franz Flury seinen Lebensabend.

und in der Milchgenossenschaft. Er war Mitglied der Bau- und Wasserkommission, der Schulkommission, der Bachverbauungskommission (nach dem Hochwasser von 1926), war Viehversicherungspräsident, Gemeinderat, Präsident der Genossenschaft für Schädlingsbekämpfung und wurde zu seiner Freude noch als Siebzigjähriger bei der Güterzusammenlegung um Mithilfe gebeten. Diese Erfahrungen sind die Grundlage für sein ausserordentliches Wissen über die Zusammenhänge und die Geschichte seines Dorfes.

In minutiöser Arbeit zeichnete er seinen Stammbaum auf. Selbstverständlich hat er die Namen aller, oft kinderreichen Generationen bis zurück zu seinen Urgrosseltern im Kopf, und er weiss viele Details. Wochenlang ist er damit beschäftigt. Dann will er beschreiben, was er noch weiss und was heute nicht mehr existiert.

Zeugen aus alter Zeit

Immer wieder zeigt sich, wie sorgfältig und achtsam Flury mit allem umgeht. Er kennt auch den Wert der kleinen Dinge.



Während er nach einem alten Getreidesack greift, der wunderschön mit «Franz Flury, Wagner, Hägendorf» beschriftet ist, schmunzelt er und erzählt, der Flachs zu diesem Gewebe sei noch von seiner Mutter gesät, geerntet und verarbeitet worden. Das gibt ihm auch Gelegenheit, den alten Beruf des Hächlers, den sein Grossvater noch ausgeübt hatte, zu erklären.
Auf den Bauernhöfen wurde früher Flachs und Hanf angebaut, damit der Stoff für die Kleider hergestellt werden konnte. Einen Vorrat an Tuch zu besitzen, war der Stolz jeder Bäuerin.
Zur Zeit der Reife wurden die Flachsstengel von Hand aus dem Boden gezogen; der Flachs wurde «gerauft». Die Samenkapseln wurden abgestreift und die Büschel zum Trocknen aufgehängt, während das Öl aus den gepressten Samen zu Heilzwecken verwendet werden konnte. Es war verboten, die Flachsstengel auf dem Ofen trocken zu lassen, die Gefahr eines Feuerausbruchs war zu gross. Weit abseits von Häusern wurden Roste über leicht brennenden Feuern errichtet, damit die Stengel erwärmt und getrocknet werden konnten. In einem nächsten Schritt wurden durch «Rätschen» oder «Brechen» die Holzteile von den Bastfasern des Stengels getrennt.

Die Rätsche ist ein bankartiges, vierbeiniges Gestell mit nach oben geschärften Hartholzschienen, zwischen die die beweglichen Blätter des oberen Teiles der Breche einfallen. All diese Arbeiten wurden von den Frauen bewältigt, doch um die Fasern zu reinigen, wurde der Hächler beansprucht, der dann mit zwei bis drei Hecheln verschiedener Grösse auf die Stör kam. Die Hechel ist ein harthölzernes Brett, etwa 25–30 Zentimeter lang, und es ist in der Mitte mit langen, scharfen, eisernen Zähnen versehen. An beiden Enden hat es je ein Loch, damit man sie an einem alten Balken befestigen kann. Durch diese Zähne zog man die gerätschten Fasern. Diese wurden noch weiter gespalten, und aus den langen, geschmeidigen Fasern konnten die Hanfzöpfe hergestellt werden, die man dann bis zum Spinnen versorgte. Während des Hechelns fand man auch Zeit, den neuesten Dorfklatsch weiterzugeben, also die Leute «durchzuhecheln». Auf dem Spinnrad wurden die Fasern zum Faden gedreht, dann gehaspelt und gebleicht und in einem weiteren Arbeitsgang zu Tuch verwoben.
Diese Angaben wurden ihm von seinen Eltern weitergegeben. Einige der Werkzeuge sind noch vorhanden. In Niederlenz wurde das Garn gesponnen und von Vater Flury, dem «Seppuschnyder», um 1920 zum Beispiel zu Mehlsäcken verarbeitet.

Für die Nachwelt

Franz Flury ist im letzten Jahrhundert geboren worden, und er lebt in einer Zeit, in der die Entwicklung mit rasantem Tempo ihren Lauf nimmt. Er hat das Wissen und die Erfahrung des Bauern, des Handwerkers, des Unternehmers, des Familienoberhauptes, des aktiven Bürgers, des Erfinders und Entwicklers. Ergänzt wurde es durch eigene Beobachtungen, Selbsterlebtes und aus den Überlieferungen seiner Vorfahren. Mit offenen Augen und wachem Sinn hat er alles in sich aufgenommen. 1987, als Neunzigjähriger, zeichnete er mangels einer Originalkarte mit erstaunlicher Leichtigkeit einen Situationsplan – eine Handskizze nennt er es – von Hägendorf und der Umgebung, um seine Erklärungen zu verdeutlichen. Er kennt alle Quellen, die Sodbrunnen, die ober- und die unterirdischen Wasserläufe und Leitungen, er weiss die Feuchtgebiete. Aus dem Gedächtnis zeichnet er die Strassen ein, die Waldgrenzen und die Höfe. Er kennt alle geographischen Bezeichnungen und erklärt die Zusammenhänge.
Alles, was er macht, erledigt er umsichtig und gründlich. Er beachtet den Zusammenhang, das Gefüge, er strebt ein Gleichgewicht an. Gerade weil er das Ganze berücksichtigt, bleibt ihm das Wissen um das Einzelne erhalten.
So sitzt er jeden Tag am selbstgebauten Schreibtisch. Sein Augenlicht ist sehr eingeschränkt, er hört nicht mehr gut, das Gehen ist mühsam geworden. Doch die Aufgabe, die er sich gestellt hat, gibt ihm immer wieder Kraft. Er schreibt, er zeichnet auf, er ordnet erneut.
Ein grosser Wunsch würde ihm erfüllt, könnten die aus alter Zeit erhalten gebliebenen Gegenstände, seine Aufzeichnungen und Skizzen in der Gemeinde einen angemessenen Ort finden und einer interessierten Nachwelt erhalten bleiben.

Chronologie des Dorfzentrums

Hägendorf 199?
Nehmen wir einmal an, Sie wollen sich an einem schönen Samstagmorgen im Frühsommer 199? mit einem Kollegen für eine kurze Besprechung treffen. Gleichzeitig möchte Ihre Frau ein paar Einkäufe tätigen. Ihr Zuhause ist irgendwo im Mühleraingebiet. Da das Fusswegnetz jetzt gut ausgebaut ist, entscheiden Sie sich, diesen Einkaufsbummel mit Ihrer Frau zu Fuss zu machen. Schon nach ein paar Minuten Spaziergang erreichen Sie den Geech und dann das neue Dorfzentrum. Anstatt sofort Ihre Einkäufe zu tätigen, steigen Sie rechts einige Treppenstufen hoch und kommen zu einem Känzeli. Von dort können Sie in Ruhe das neue Zentrum überblicken: Vor Ihnen liegt links das neue, schmucke Gemeindehaus. Viele Einwohner wissen es zu schätzen, dass man Geschäfte auf Post und Gemeindeverwaltung in kürzester Distanz zu den Einkaufsgelegenheiten erledigen kann, und dass auch der Weg zu den Parkplätzen nie mehr als 80 Meter beträgt. Auch die Kantonspolizei hat im neuen Haus einen Platz gefunden. Bereits sitzen einige Leute auf dem Platz vor dem neuen Kaffee. Im vorderen geschwungenen Teil des Hauses sind der Gemeinderatssaal und verschiedene Sitzungszimmer untergebracht. Endlich können die Kommissionen unter günstigen Arbeitsbedingungen ihre Sitzungen abhalten. Im ersten und zweiten Stock findet man die hellen und freundlichen Büroräumlichkeiten der Gemeindeverwaltung. Die Angestellten der Gemeinde sind froh, dass sie ihre nicht immer leichte Arbeit an modernen und effizienten Arbeitsplätzen erledigen können.
Zurück zum Platz:
Rechts schliesst eine Baumreihe den autofreien Platz gegen die Erschliessungsstrasse ab. Trotz regem Betrieb von Fussgängern und Autos läuft der Verkehr problemlos. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes weist eine originelle Pflästerung auf den unterirdischen Verlauf des Cholersbaches hin und ein Wasserspiel erinnert daran, dass unsere Vorfahren das Bachwasser auf ihre Matten leiteten und auch die Wasserkraft nutzten. Ihre Gedanken schweifen zurück: Wie hat es hier doch noch vor ein paar Jahren ausgesehen? Vergessen wir es!
Heute ist der zentral gelegene Platz zu einem beliebten Begegnungszentrum geworden.
Genug der Ueberlegungen. Es sind noch ein paar Sachen zu erledigen: Konsum, Chäsi, Fürst, Bank, Blumenladen, Arzt, Zahnarzt. Alles liegt ja so praktisch und

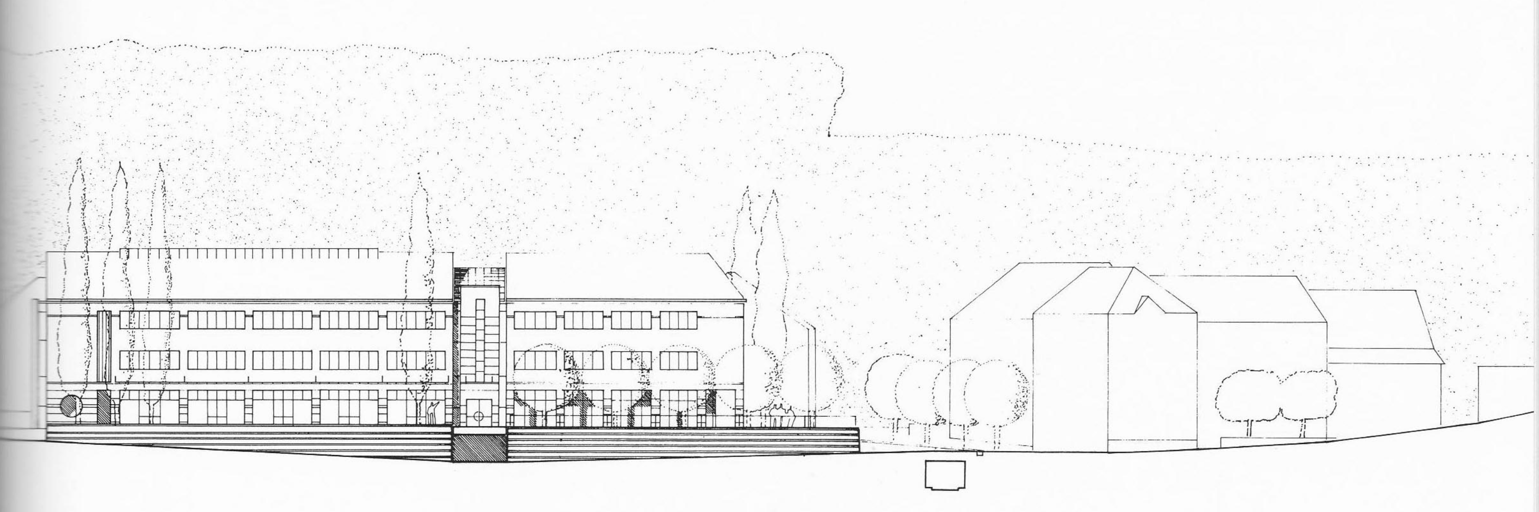


Abb. 1
Südansicht des Gemeindezentrums. Der Baukörper wirkt durch die Arkaden im Erdgeschoss, die Zäsur des Verbindungstraktes der beiden Gebäudeteile und den geschwungenen Ostbau leicht und fügt sich harmonisch in die bestehende Bausubstanz ein.

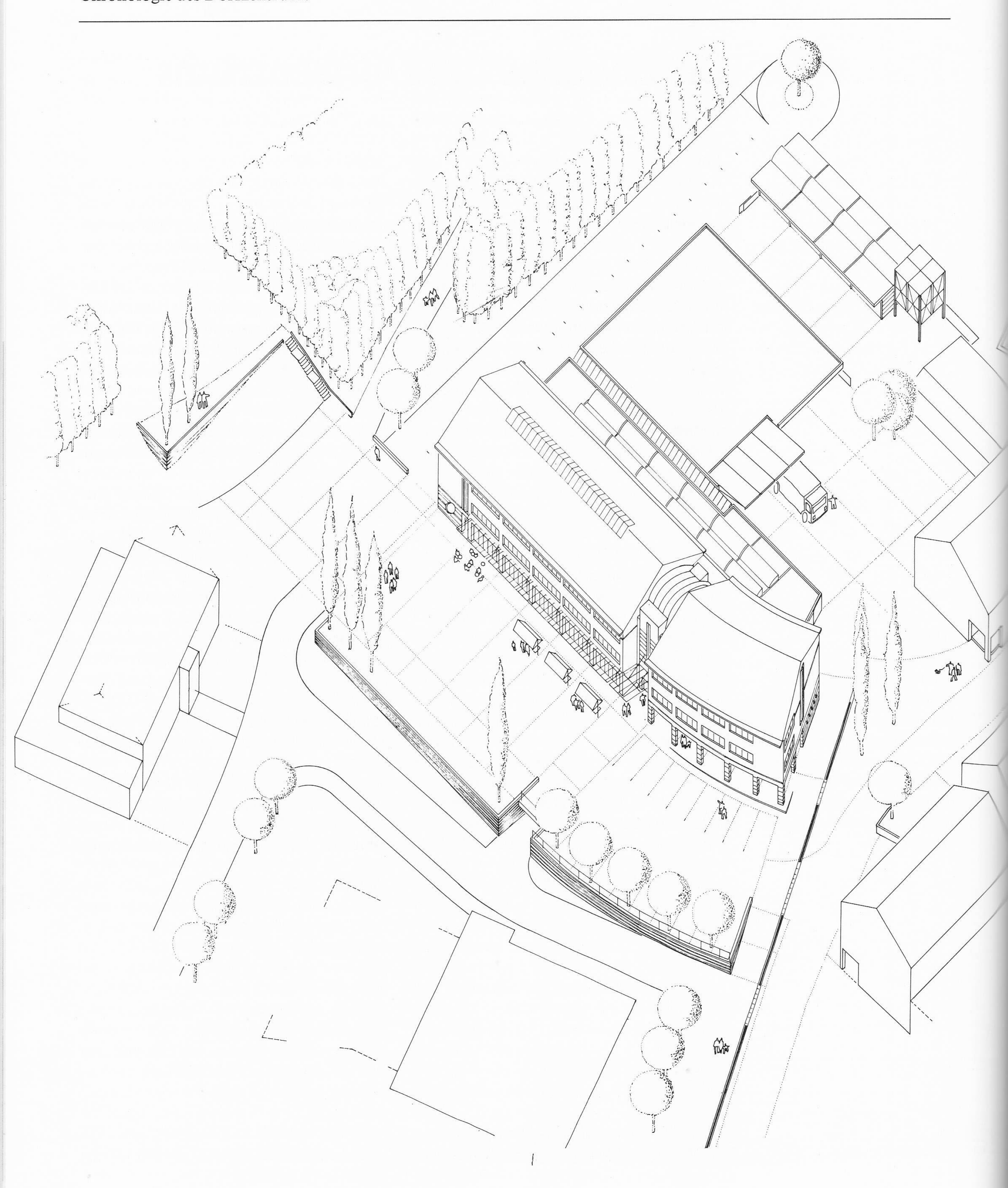
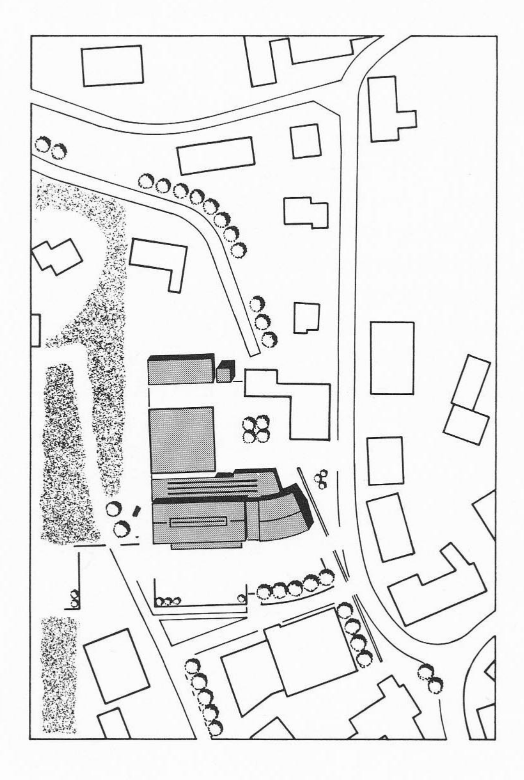


Abb. 2
«Der Gebäudegrundriss ist funktionell, zweckmässig und bestechend einfach», lautet das Urteil der Wettbewerbsjury. Mitten im Dorf, sozusagen unter einem Dach, finden wir die Gemeindeverwaltung mit Sitzungsräumen, die Volksbibliothek, die Post, die Kantonspolizei, den Werkhof und Verkaufsgeschäfte. Der südseitig vorgelagerte Dorfplatz lädt zum Verweilen ein.

Abb. 3
Der quergestellte Gebäudekomplex des Gemeindezentrums am Ende des Cholerbachgrabens will verbindendes Element der durch die Tüfelsschlucht getrennten Dorfteile sein.

nah beieinander. Die Einkäufe sind rasch erledigt und Sie gehen zurück auf den Dorfplatz um draussen vor dem neuen «Kafi Nexus» bei Kaffee und Gipfeli Ihren Kollegen zu treffen.
1988 haben die Architekten Latscha und Roschi, Egerkingen, mit dem Projekt «Nexus» den Architekturwettbewerb gewonnen, der die Schaffung eines neuen Verwaltungsgebäudes und Dorfzentrums zur Aufgabe hatte.
Hägendorf wird durch die Tüfelsschlucht und den Cholersbach in zwei Teile geschnitten. Im Projekt «Nexus» (lateinisch: Verbindung, Verflechtung, Zusammenhang) bildet das quergestellte Gemeindehaus den Abschluss der Tüfelsschlucht. Gleichzeitig verbindet es aber mit dem davorliegenden Platz die beiden Dorfteile westlich und östlich des Cholersbaches.



Weiterentwicklung in der Planung

Im Heft 1 der Hägendörfer Jahrringe hat Urs Hirschi umfassend über die Zentrumsplanung in Hägendorf berichtet. Was geschah nach 1986 in dieser Sache? Nachfolgend sind die weiteren Planungsschritte aufgelistet.
Die Verwirklichung des Verwaltungsgebäude-Projektes «Piazza», zusammen mit drei weiteren Gebäudekomplexen erweist sich als politisch unrealisierbar. Vorallem das Finanzierungsmodell, die Mitbeteiligung der Gemeinde an einer Aktiengesellschaft, stösst auf Widerstand.

Januar 1987
Aufnahme von Verhandlungen mit der Post und der Kantonspolizei, die sich am Zentrumsprojekt beteiligen beziehungsweise einmieten möchten.

20. August 1987
Die Gemeindeversammlung beschliesst den Kauf der Liegenschaft Hofer im Halte von 2173 Quadratmeter zum Gesamtpreis von Fr. 326 000.–.
Gleichzeitig wird ein Projektwettbewerb für ein Verwaltungsgebäude mit Post und Dorfplatz im erweiterten Planungsgebiet in Auftrag gegeben. Preissumme Fr. 70 000.–.
Konsequenz: Dem Gewinner des 1. Projektwettbewerbs muss die Preissumme von Fr. 35 000.– ausbezahlt werden.

Januar 1988
Eröffnung des 2. Projektwettbewerbs.

13. Mai 1988
Acht Projekte sind eingegangen.

9. Juni 1988
Juryentscheid: 1. Rang für das Projekt «Nexus» des Architekturbüros Latscha und Roschi, Egerkingen.

16.–26. Juli 1988
Ausstellung sämtlicher Wettbewerbsprojekte im reformierten Kirchgemeindehaus.

Oktober 1988
Das überarbeitete Projekt «Nexus» wird an zwei öffentlichen Orientierungsversammlungen vorgestellt.

20. März 1989
Die Gemeindeversammlung spricht einen Kredit von Fr. 300 000.– für die Detailprojektierung eines Verwaltungsgebäudes mit Post, Polizeiposten, Werkhof, Tiefgarage und Platzgestaltung.

11. Juni 1990
Die Gemeindeversammlung verwirft das Zentrumsprojekt.

Christkatholiken in Hägendorf

Christkatholizismus im Kanton Solothurn

Die Veränderung der sozialen Struktur durch zunehmende Industrialisierung führte im letzten Jahrhundert zu einem rapiden politischen Gesinnungswandel. Das Volk war mündig geworden. Der Einfluss der Kirche und des Staates in Familie, Politik und Schule war vielen liberal gesinnten Bürgern zu gross. Sie kämpften für den steten Fortschritt einer repräsentativen Demokratie, die 1831 im Kanton Solothurn eingeführt wurde. Auf der andern Seite, vor allem auf dem Lande, wollten die Konservativen, denen die moderne Verfassung und die vielen neuen Gesetze zu rasch gekommen waren, diese Fortschritte vorerst stoppen.

Kernpunkt, weshalb sich die beiden politischen Gruppen so heftig in die Haare gerieten, war: Soll die Katholische Kirche, soll der Pfarrer auf der Kanzel, der Geistliche als Schulinspektor, der Papst in Rom Einfluss haben auf den Staat, oder soll man die Kirche dem Staat unterstellen oder gar abschaffen. In der Stadt Olten, welche Ausgangspunkt und gewissermassen geistiges Zentrum des Altkatholizismus der Schweiz wurde, verlor 1833 der Pfarrer seinen Sitz in der Schulkommission. Zwei Jahre später lehnte der Gemeinderat von Olten die Einweihung der Stadtkirche durch den Bischof ab und setzte sich zudem für eine Beschränkung kirchlicher Feste (Agatha-Tag, Fronleichnam) ein. Weiter wurden durch denselben die Bittgänge (Wallfahrten) nach Hägendorf und Ifenthal abgeschafft.

Viele Liberale brachte auch das Dogma der unbefleckten Empfängnis Marias, das durch den Papst im Jahre 1854 ohne Befragung des allgemeinen Konzils erklärt worden war, in Gewissenskonflikte.

Am 18. Juli 1870 erklärte das vatikanische Konzil in Rom die Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubens- und Sittenfragen. Die Ereignisse in der Region Olten überstürzten sich, als Bischof Lachat im Fastenschreiben des Jahres 1871 gegen den Willen der Diözesanstände das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes verkünden liess. Die Opposition im katholischen Volk des Kantons schloss sich unter der Führung von Männern wie Walter Munzinger, Adolf Christen, Leo Weber, Simon Kaiser, Urs Vigier und Albert Brosi zusammen. Der Pfarrer von Starrkirch, Paulin Gschwind (1833–1914), verlas den bischöflichen Hirtenbrief an seine Gemeinde in gekürzter Fassung. Deswegen und weil er mit seinen staatskirchlichen Ansichten nicht zurückhielt, wurde er vom Bischof seines Amtes enthoben und aus der Kirche ausgeschlossen. Seine Pfarrgemeinde aber stellte sich hinter ihn und gegen den Bischof. Nach Protestschreiben an den Bischof und die solothurnische Regierung entstand in Starrkirch die erste altkatholische Kirchgemeinde der Schweiz. Dieser Bewegung schlossen sich auch einige freisinnige Hägendörfer Katholiken an. Sie beruhte aber nicht überall und bei allen auf religiöser Wahrheitserkenntnis, sondern wurde vielfach von politischen Beweggründen getragen. Viele freisinnige Katholiken befürchteten eine Verwirklichung der Machtansprüche zu konservativ denkender Päpste. Diplomatisches Geschick und pastorale Klugheit des damaligen Pfarrherren Jakob Probst von Hägendorf wussten aber die Bedenken der freisinnigen Pfarrkinder zu beschwichtigen und die Gründung einer christkatholischen Gemeinde in Hägendorf zu verhindern. Es blieb bei gelegentlichen Sympathiebezeugungen für die Christkatholische Kirche, die auf dem Gebiet des Kantons Solothurn in Olten, Starrkirch-Dulliken, Trimbach, Schönenwerd, Niedergösgen, Solothurn und Grenchen Fuss gefasst hatte. Die Kirchenvermögen dieser Gemeinden wurden nach der Zahl der christkatholischen und römisch-katholischen Stimmberechtigten der bisherigen Pfarrgemeinden aufgeteilt.

Abb. 1
Protokoll der «Vertrauensmänner-Versammlung» vom 16. Januar 1913 im Restaurant Schaad (Eisenbahn): Ein provisorisches Comité wird gewählt.

1.

Vertrauensmänner-Versamlung.

vom 16. Januar 1913 im Rest. Schaad.
Beginn der Sitzung punkt 9 Uhr abends.
Anwesend: 18 Mann.

Baumeister Kamber in Hägendorf eröffnet die Versamlung mit folgenden Worten.

Werte Freunde!

Der Zweck unserer Zusammenkunft wird Ihnen bekant sein; es betrifft dies den Uebergriffen der röm. Geistlichkeit oder der zu strengen Handhabung der Kirchengesetze entgegen zu treten. – Bereits sämtl. Anwesende sprachen sich im gleichen Sinne aus & es wurde einstimmig beschlossen:

Ein provisor. Comité zu wählen, welches die nötigen Schritte einleiten soll; gegebenenfalls den Austritt aus der röm. kath. Kirche zu lancieren.

Das prov. Comité wurde wie folgt bestellt:

Rickenbach: Adolf von Felten.
Jean von Wartburg.
Hägendorf: Frey Th. Sekretär.
Borner Ernst, Schreiner.
Kamber Arnold, Baumeister.
Kappel: Hellbach Fabian, Kantonsrat.
Zach Herrmann, Werkstattarbeiter.
Boningen: Kissling August, d°
Schenker Viktor.
Moser Viktor.
Gunzgen: Studer Peter, Fabrikarbeiter.

Schluss der Sitzung 11 1/2 Uhr.

Der Aktuar:
Arnold Kamber

Christkatholische Genossenschaft Hägendorf und Umgebung

40 Jahre nach der Entstehung dieser christkatholischen Kirchgemeinden geschah in Hägendorf aus heutiger Sicht Ungewöhnliches. Weil der durch einen Sprengunfall beim Bau der Allerheiligenstrasse erblindete Arnold Kamber-Müller auf dem Sterbebett eine Beichte ablehnte, weigerte sich Pfarrer Stebler, für diesen Mann einen Beerdigungsgottesdienst zu halten. Mit Ross und Wagen fuhren der Sohn des Verstorbenen, Arnold Kamber-Hunziker und der Wirt des damaligen Restaurants «Schaad», Edmund Schaad, nach Trimbach zum christkatholischen Pfarrer Konstantin Neuhaus, welcher die Beerdigung in Hägendorf vornahm. Die Ereignisse um den Tod dieses angesehenen Hägendörfer freisinnigen Katholiken im Jahre 1912 vermochten erneut die heimlichen Sympathien zum Christkatholizismus zu aktivieren. Am 16. Januar 1913 trafen sich unter dem Vorsitz von Baumeister Arnold Kamber-Hunziker 18 Personen zu einer Vertrauensmänner-Versammlung im Restaurant «Schaad» (später Restaurant «Eisenbahn») in Hägendorf: «Der Zweck unserer Zusammenkunft wird Ihnen bekannt sein; es gilt, den Übergriffen der römisch-katholischen Geistlichkeit oder der zu strengen Handhabung der Kirchengesetze entgegenzutreten.» Als freisinnige Katholiken Hägendorfs fühlten sie sich in ihren Rechten stark eingeschränkt. Es wurde ein provisorisches Komitee gegründet, welches die nötigen Schritte zu einem Austritt aus der römisch-katholischen Kirche einleiten sollte.

An der inzwischen einberufenen römisch-katholischen Kirchgemeindeversammlung stellte G. Borner die Frage, ob ein Mitglied, das seine Kirchensteuern bezahlt habe, aber nicht beichte, ein Anrecht habe, kirchlich beerdigt zu werden. Kirchgemeindepräsident Joseph Glutz, einflussreicher Repräsentant der katholisch-konservativen Partei, verneinte die Frage und bemerkte: «Bei Lebzeiten wollen solche Leute von einem sogenannten ‹Pfaff› nichts wissen; bei der Beerdigung ist dann aber der Pfarrherr wieder gut genug.» Damit waren die Fronten klar abgesteckt. Keine Seite machte auch nur den Versuch, ein vermittelndes Gespräch zu führen.

Bei einer auf den 16. Februar 1913 im Restaurant «Schaad» einberufenen Interessentenversammlung, an der mehr als sechzig Personen aus Hägendorf, Kappel, Gunzgen und Boningen teilnahmen, erläuterten die Herren Dr. Christen, Arzt aus Olten, Pfarrer Meier aus Olten und Pfarrer Neuhaus aus Trimbach die Grundsätze des christkatholischen Glaubens. Es wurde beschlossen: 1. eine christkatholische Genossenschaft Hägendorf und Umgebung zu gründen und 2. aus den jeweiligen römisch-katholischen Kirchgemeinden den Austritt zu erklären unter Vorbehalt aller Rechte auf das Kirchenvermögen. Diese Beschlüsse wurden innert Monatsfrist in die Tat umgesetzt.

Erster Gottesdienst

Am 16. März 1913 las Pfarrer Meier im Schulhaus Oberdorf in Hägendorf vor etwa 50 Erwachsenen und 15 Kindern die erste Messe. Zur ersten Generalversammlung am 26. Oktober 1913 sandte der christkatholische Bischof Dr. Eduard Herzog folgendes Telegramm: «An dem Tauffest der jungen christkatholischen Genossenschaft Hägendorf nehme ich freudigen Anteil. Gott gebe, dass die Kleine wachse und gedeihe. An ihren ältern Schwestern wird sie stets nicht nur gute Vorbilder, sondern auch treue Freundinnen haben.» Die Seelsorge der neuen Gemeinschaft übertrug er dem Trimbacher Pfarrer. Regelmässig gehaltener Gottesdienst und Religionsunterricht stärkten das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Kirchenbau

Während die neugebildeten christkatholischen Kirchgemeinden des Kantons Solothurn einen entsprechenden Anteil des Kirchenvermögens zugesprochen bekamen (z.B. Stadtkirche Olten, Stiftskirche Schönenwerd), musste die kleine Genossenschaft Hägendorf auf ihren Anteil verzichten. Sie verfügte weder über ein namhaftes Vermögen, noch waren ihre Einkünfte über längere Zeit gesichert. An den Bau einer eigenen Kirche, wie ihn Pfarrer Neuhaus schon im Jahre 1916 vorschlug, war deshalb nicht zu denken. Doch dass die Gottesdienste im Schulhaus nur ein durch die Umstände aufgezwungenes Provisorium sein konnten, war man sich

Abb. 2
Protokolle der beiden ersten Comité-Sitzungen im Restaurant Kreuz in Kappel: Katholiken, die einer «fortschrittlichen Partei» ange-

Comité-Sitzung.

vom 25. Jan. 1913 im Kreuz Kappel

Beginn 9½ Uhr abends: Anwesend: Sämtliche Mitglieder.

Baumeister Hamber eröffnete die Sitzung & beantragte die Konstituierung des Comité & schlug als Präsi[dent] Herr Hellbach vor, welcher einstimmig gewählt wurde. Als Aktuar wurde Hamber, Baumeister gewählt. —

Es wurde beschlossen, eine Protestliste an den Kirchengemeinderat Hägendorf zur Unterzeichnung circulieren zu lassen folgenden Inhaltes:

Die Unterzeichneten erheben Einspruch gegen da[s] Verhalten der röm. kath. Geistlichkeit, welche die mittelalterl. Kirchengesetze wieder zur Anwendung zu bringen sucht & nicht davor zurückschreckt freier denkende Mitglieder noch am Grabe zu verunglimpfen & alle diejenigen, welche politi[sch] einer fortschrittlichen Partei angehören, als von der Kirche Abgefallene zu behandeln.

Insbesondere können wir uns keine Kontrolle über die Erfüllung der sogen. Beichtpflicht gefallen lassen & nicht zugebe[n] dass Jemand wegen Nichtbeachtung der bezügl. Vorschriften, irgend ei[ne] Kränkung oder Bestrafung von Seiten der Geistlichkeit ausgesetzt se[i]. Wir verlangen, dass die Geistlichen, welche sich einer solchen Anma[ssung] schuldig machen, von dem Kirchengemeinderate & den zuständigen Behörden zurecht gewiesen werden.

Wir fordern die bestimmte Zusicherung, dass in der Gemeinde auch einer freieren Richtung keinerlei Zurücksetzung oder Kränkung mehr widerfahrt. Sollte diese, unsere bestimmte Forderung keine Berücksichtigung finden, oder abschlägig beschieden werden, so müssen wir uns weitere Schritte vorbehalten.

Als weiteres Mitglied für Gunzgen wurde in den Vorstand gewählt: Herr Th. Weiss Fabrikarb. Gunzgen. (Allmend)

Schluss der Sitzung: 11 Uhr. Der Aktuar: Arnold Hamber

hören, werden wie «Abgefallene» behandelt. «Freier gesinnte Katholiken» gründeten deshalb die «christkatholische Genossenschaft Hägendorf & Umgebung».

3

Comité-Sitzung.

vom 13. Februar 1913. im „Kreuz" in Kappel

Entschuldigt abwesend:
Borner Ernst
Frey Fr.
von Felten Adolf.

Präsident Herr Kantonsrat Hellbach eröffnet die Sitzung punkt 9 Uhr. – Aktuar Kamber erstattet Bericht über die inzwischen stattgefundene Kirchgemeinde-Versammlung in Hägendf. an welcher Herr G. Borner, Schriftsetzer die Anfrage stellte: Ob ein Mitglied das seine Kirchensteuern bezahlt habe, aber nicht beichte, ein Anrecht habe, kirchlich beerdigt zu werden?

Herr Fabrikant Jos. Gleutz verneinte die Frage & bemerkte noch höhnisch: „Bei Lebzeiten wollen solche Leute von einem sogenannten „Pfaff" nichts wissen; bei der Beerdigung wäre dann aber der Pfarrherr wieder gut genug!

Die Antwort des Herrn Gleutz wurde als competent betrachtet, was durch die Unterstützung der sämtl. anwesenden Mitglieder der Volkspartei bewiesen wurde.
Herr Gleutz habe seine Aussagen bis dato nicht zurückgenommen.

Auf Grund der Ausführungen des Aktuars Kamber wurde beschlossen:
Der in der Sitzung vom 25. Jan. beschlossene Protest sei gegenstandslos. An dessen Stelle sei eine Versammlung der Interessenten einzuberufen & zwar am 16. Febr. 1913. nachm. 2 Uhr im Rest. Schaad in Hägendorf.
Kamber betont, es sei uns Unterstützung von unseren Glaubensgenossen in Olten zugesichert.

Schluss der Sitzung 10 Uhr.

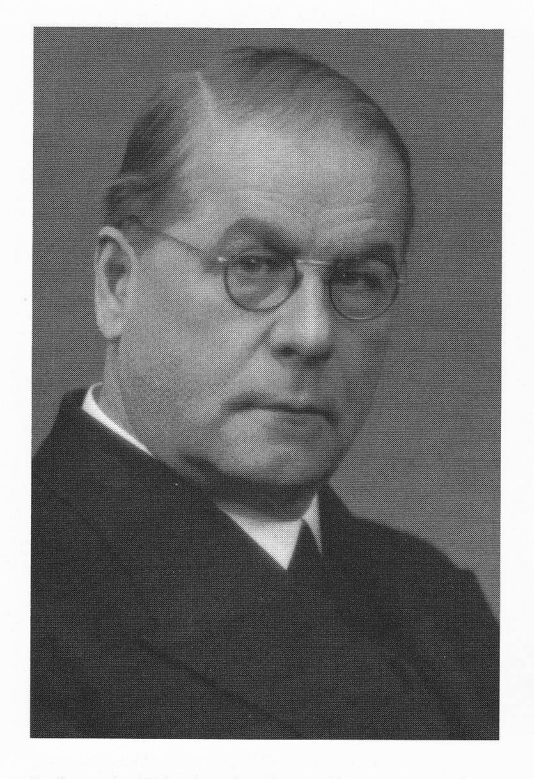
Der Aktuar:
Arnold Kamber

auch im klaren. Man mietete darum später einen Saal im Wirtshaus «Schaad», der aber bereits im Jahre 1923 gekündigt wurde. Wiederum musste im Schulhaus Gottesdienst gehalten werden. Doch der Bau einer eigenen Kapelle sollte nun Tatsache werden. Eine kurzerhand durchgeführte Sammlung unter den Genossenschaftern im Jahre 1923 brachte das stolze Ergebnis von 5400 Franken. Die Sammlung wurde auf die ganze Schweiz ausgedehnt, was weitere 4400 Franken einbrachte. Der Bau der Kapelle sollte aber nicht forciert werden. Pläne, den Bau zusammen mit der Reformierten Kirchgemeinde durchzuführen, zerschlugen sich. Die Wahl von Pfarrer Neuhaus, dem grossen Förderer des Neubaus, nach Basel und die Wirtschaftskrise der 30er Jahre verzögerten das Bauvorhaben weiter. Erst 1936 konnte für 6500 Franken von Gottlieb Wyss, Kappel, ein Bauplatz erworben werden. Er lag an der Verbindungsstrasse zwischen Kappel und Hägendorf verkehrstechnisch sehr günstig auch für die Christkatholiken in Gunzgen und Kappel. Nach einer in Aussicht stehenden staatlichen Subvention erfolgte am 10. August 1937 der erste Spatenstich. Gebaut wurde nach den Plänen von Architekt und Baumeister Arnold Kamber-Grossmann. Das Gotteshaus wurde in Grundriss und Ausmass in der Form eines Wohnhauses erstellt; man hätte es bei einer Verschlechterung der finanziellen Lage vermieten oder verkaufen können. Während der Bauzeit spendete ein Ungenannter eine Glocke, welche bei Rüetschi in Aarau gegossen wurde. Dies führte zu einem ersten Einvernehmen mit den römisch-katholischen Kirchgemeinden Hägendorf und Kappel, bekam die Glocke doch nach Absprache mit diesen den Ton «cis». Am 1. Mai 1938 fand die Weihe der Christuskirche unter Bischof Dr. Adolph Küry, Pfarrer Neuhaus, Pfarrer Herrle aus Starrkirch, dem die Pastoration Hägendorf übertragen worden war, und Vikar Affolter statt. Dank umsichtiger Bauführung konnte die Kirche schuldenfrei für Fr. 41 641.80 erbaut werden.

Renovationen

1959 wurde die Kirche unter der Leitung von Walter Thommen, Trimbach, einer gründlichen Innen- und Aussenrenovation

unterzogen. Gleichzeitig erhöhte man den Turm um ungefähr zwei Meter, was 1938 aus Sparsamkeitsgründen unterlassen wurde. Die Fensterläden, stumme Zeugen für den ursprünglichen Gedanken an einen Umbau in ein Wohnhaus, entfernte man. Hinter der Kanzel brachte Peter Wyss, Lehrer in Trimbach, das selbst entworfene Mosaik «Das Gleichnis vom Sämann» an. Der Keller wurde zum Archivraum erweitert.
Bei Renovationsarbeiten am Dach riss ein heftiger Gewittersturm die ganze Abdeckung weg. Das eindringende Regenwasser zerstörte die Gipsdecke. Seither schmückt eine Holzdecke die Kirche.



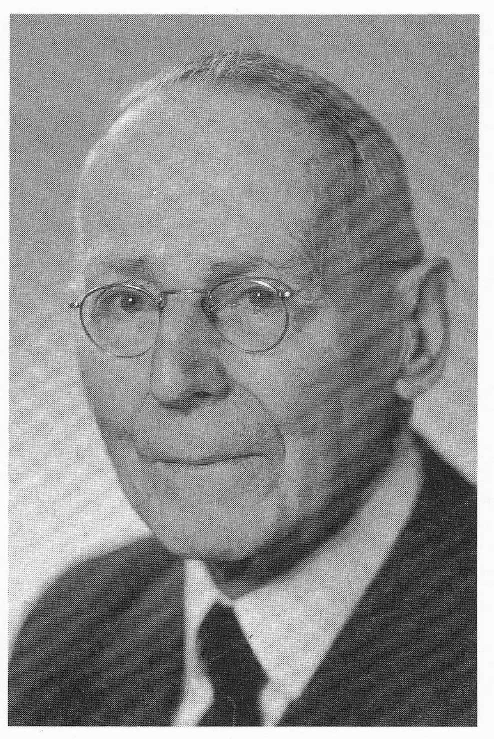


Abb. 3
Konstantin Neuhaus (1875–1942), Pfarrer der christkatholischen Kirchgemeinde Trimbach, Mitbegründer und erster Seelsorger der «Christkatholischen Genossenschaft Hägendorf & Umgebung».
Abb. 4
Gabriel Herrle (1880–1975), christkatholischer Pfarrer von 1927 bis 1963 der Genossenschaft, der späteren Kirchgemeinde Hägendorf-Thal-Gäu.

Gründung der Kirchgemeinde Hägendorf-Thal-Gäu

Durch Wegzüge, bedingt durch Heirat oder Stellenwechsel, kamen Christkatholiken aus bestehenden Kirchgemeinden auch in die Bezirke Gäu und Thal. Am 30. Mai 1935 wurde in Balsthal der erste christkatholische Gottesdienst gefeiert. Dort entstand die Genossenschaft Thal-Gäu.
Nachdem die beiden Genossenschaften zusammen über 160 Seelen zählten, lag es auf der Hand, eine Kirchgemeinde mit öffentlich-rechtlicher Anerkennung durch den Staat zu gründen. Mit einer Unterschriftensammlung bei sämtlichen Christkatholiken der beiden Genossenschaften und einem Schriftstück von Bischof Dr. Urs Küry, in dem die Pastorationsverhältnisse beschrieben waren, wurde ein Gesuch an den Solothurnischen Kantonsrat gestellt. Dieser genehmigte die Gemeindegründung am 30. Mai 1956. Als erster Kirchgemeindepräsident der christkatholischen Kirchgemeinde Hägendorf-Thal-Gäu wirkte Kantonsrat Arnold Kamber-Grossmann. Die Pastoration übernahm der jeweilige Pfarrer von Trimbach.
Pfarrer Herrle behielt die Pastoration der Genossenschaft Hägendorf auch nach seiner Pensionierung bei, zog 1953 selber nach Hägendorf und betreute auch nach der Gründung der Kirchgemeinde seinen bisherigen Genossenschaftsteil bis 1963 weiter. Seither wird die ganze Kirchgemeinde – es sind 23 politische Gemeinden mit rund 175 Gemeindemitgliedern – vom Trimbacher Pfarrer betreut, zunächst von Pfarrer Waldmeier und seit Februar 1964 von Pfarrer Lauber.
Am Wochenende des 1. Mai 1988 wurde unter Teilnahme des Bischofs Hans Gerny das 50-Jahr-Kirchweihjubiläum gefeiert.

Mittagessen aus dem Korb

Zu Beginn der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden in der Schweiz die ersten grossen Eisenbahnlinien. Die Centralbahngesellschaft baute in Olten eine Werkstätte. Diese, sowie die sich nun am Eisenbahnknotenpunkt entwickelnden Industrien boten vielen Männern aus dem unteren Gäu willkommene Arbeit. Den stundenlangen Arbeitsweg zu Fuss bei Wind und Wetter nahm man in Kauf. Erst einige Jahre nach der Eröffnung der Gäubahn im Dezember 1876 verkehrte morgens und abends ein Arbeiterzug. Dies erlaubte den Männern, vor ihrem Zehnstunden-Arbeitstag noch ein wenig im Eisenbahnabteil zu dösen und abends, während der Heimfahrt, eine Viertelstunde zu ruhen, bevor zu Hause die Stall- und Feldarbeit begann. Um den kargen Lohn aufzubessern und eine weitgehende Selbstversorgung zu erreichen, wurden nämlich daheim Kaninchen und Ziegen gehalten, da und dort auch ein Schwein oder gar eine Kuh. Im Garten und auf dem Pflanzblätz zog man Gemüse. Es versteht sich von selbst, dass jede Hand, auch die kleinste, zupacken musste. Zur Pflicht der Kinder dieser «Rucksackbauern» gehörte das Essentragen. Tag für Tag hatten sie dem Vater und den bereits erwerbstätigen Geschwistern das von der Mutter in einen Korb verpackte Mittagessen auf zwölf Uhr in Olten abzuliefern, zu Fuss, versteht sich! Von dieser harten Pflicht erfahren wir erstmals durch eine Eingabe der Schulkommission an den Gemeinderat vom 4. September 1887. Darin macht sie auf die grossen Nachteile aufmerksam, «welche das Mittagessentragen nach Olten auf den Schulunterricht ausübe, indem die betr. Kinder die Schule um ½ 11 Uhr verlassen müssen und gewöhnlich erst um ½ 2 bis 2 Uhr wieder eintreffen und bei ungünstiger Witterung durchnässt und wofern beim Unterricht gar nicht mehr tauglich sind, ...». Der Gemeinderat beauftragte eine dreiköpfige Kommission mit der Prüfung und Behebung dieses «Uebelstandes». Drei Wochen später lagen Bericht und Antrag vor: «Am zweckmässigsten erscheint die Beschaffung eines speziell für diesen Zweck eingerichteten Wagens und Ueberführung des Essens durch einen von der Gemeinde honorierten Fuhrmanne». Von den 130 Arbeitern, welche ihr Essen von zu Hause täglich zugetragen bekommen, würden nach Schätzung der Kommission zu Beginn etwa 60 bis 70 Personen den geplanten Transportdienst benutzen. Der Rat erteilte der auf fünf Mitglieder erweiterten Kommission den Auftrag, «bis künftigen Sonntag Plan- und Kostenberechnung in betr. des Wagens auszuarbeiten».

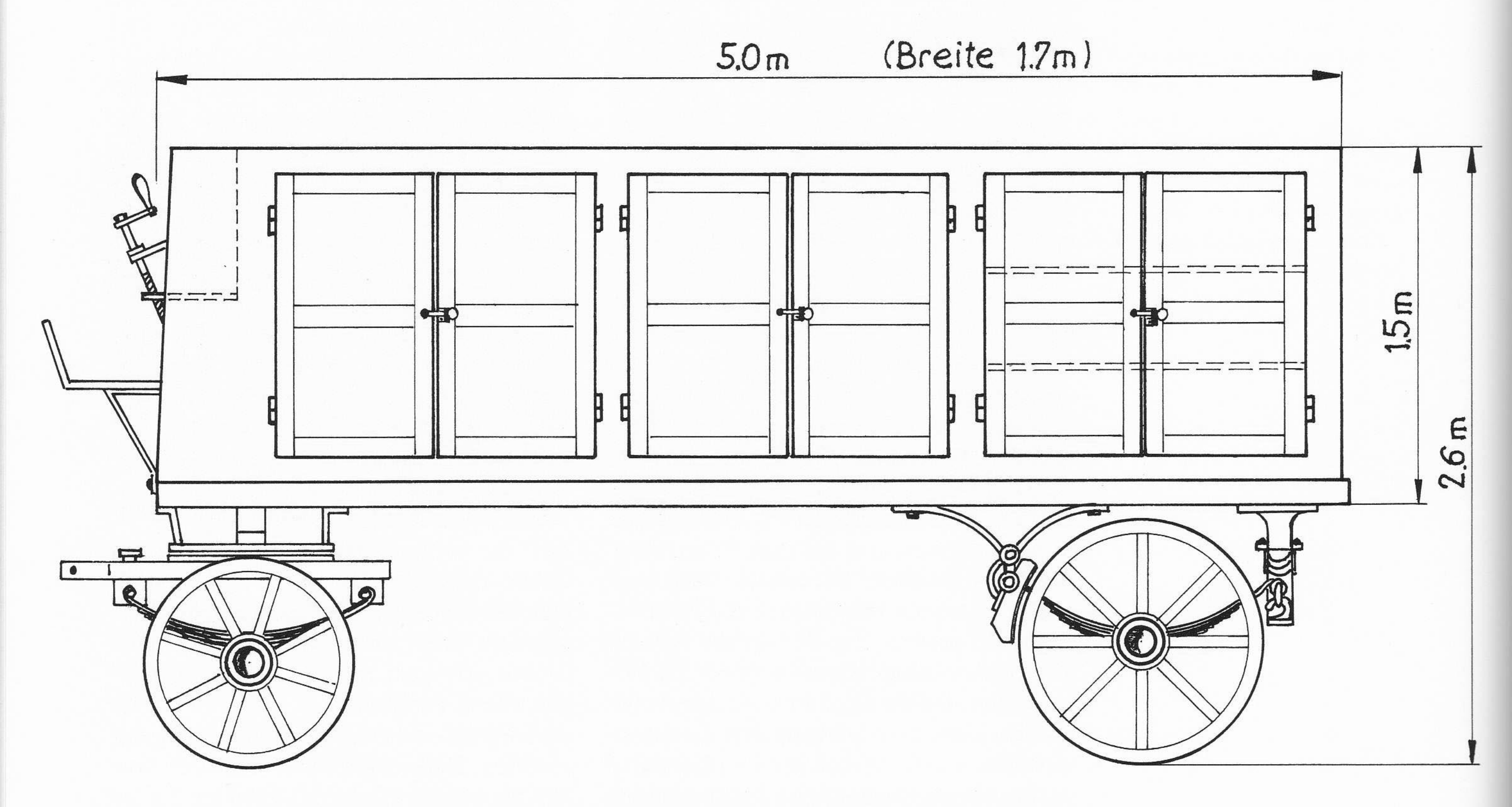
Obwohl die Gemeindeversammlung am 16. Oktober 1887 ihren Segen zum Essenwagen gab, sollte es noch über ein Jahr dauern, bis die Schulkinder vom Essentragen befreit wurden.

Solide und tadellose Ausführung

Auf die «Concurrenzausschreibung im Gäuer Anzeiger bez. Anfertigung eines Brückenwagens für den Transport des Mittagessens für die Fabrikarbeiter nach Olten» erfolgten drei schriftliche Eingaben, deren Preisunterschiede derart gross waren, dass eine zweite Ausschreibung mit genauen Konstruktionsvorschriften notwendig wurde: «Tragkraft 1000 kg, Länge 3,60 Meter, Breite 1,50 Meter, in Reisewagenform ohne Anstrich, mit ganzem Rank, mit Landen, passender solider Bremse, Sitz für den Fuhrmann, 4 Längsfedern und 2 Querfedern, Halbpatentachsen I. Qualität mit gehärteten Spindeln und Büchsen, ein Schraubenschlüssel zu den Patentachsen. Für den ganzen Wagen ist Eschenholz zu verwenden. Der Wagen ist ferner so einzurichten, dass der dazu gehörige Kasten darauf befestigt werden kann». Obwohl nun der Oberbuchsiter Schmied Johann Marti mit seiner Offerte von Fr. 400.– ganze Fr. 100.– günstiger lag als die beiden Hägendörfer Augustin Sigrist,

Schmiede- und Schlosserwerkstätte, und August Kissling, Wagner, vergab der Gemeinderat den Auftrag nach einigem Markten doch den Ortsbürgern mit der Begründung, dass bei diesen «Gewähr auf solide, in jeder Beziehung tadellose Anfertigung» bestehe. Der Wagen kam schliesslich auf Fr. 462.50 zu stehen. Seine Bemalung kostete zusätzliche 90 Franken. Die Herstellung eines massiven Holzaufbaus mit Regalen und Türen zur Aufnahme der Essenkörbe übernahm die Schuhfabrik Strub, Glutz & Cie. AG in Olten.

festgesetzten Abfahrtszeiten genau einzuhalten. Massgebend war die Hägendörfer Kirchturmuhr.
Schlag elf Uhr mussten die aus dem Oberdorf, Vogelberg und Gnöd angelieferten Körbe beim Schulhaus (Oberdorf) verladen sein. Die Tour begann. Bei der Schmiede (heute Metzgerei Gehrig) standen die Körbe aus dem Mitteldorf und dem Eggberg bereit und um 11.15 Uhr, nach dem Verlad der Körbe aus dem Unterdorf bei der Scheune des Friedrich Glutz (Pius Haefely), verliess das Fuhrwerk das Dorf.



Die regelmässigen Essenfuhren wurden am 2. November 1888 aufgenommen. Von da an erhielten die Kinder keine Schuldispens mehr für das Essentragen. Als Fuhrmann wählte der Gemeinderat aus vier Bewerbern Franz Schaad. Er erhielt pro Tagesfahrt Fr. 3.–.

Essentransport nach Reglement

Ein detailliertes Reglement, nach heutigem Begriff eher ein Pflichtenheft, schrieb dem Fuhrmann unter anderem vor, die Körbe eigenhändig, nach Nummern eingereiht und sorgfältig aufzuladen, mit mässiger Geschwindigkeit zu fahren und die

Eine Viertelstunde später hielt es vor der Wirtschaft von Wartburg (Kreuz) in Rickenbach, um weitere Körbe zuzuladen. Dann rumpelte das einspännige Fuhrwerk auf der begrienten Landstrasse ohne weiteren Halt Olten zu. Um zwölf Uhr erreichte der Transport sein Ziel. Bei der Schuhfabrik Strub, Glutz & Cie. AG entlud der Fuhrmann, unterstützt von zwei eigens bestimmten Fabrikarbeitern, die Fracht. Dem Pferd wurde der Hafersack umgehängt, und bereits eine halbe Stunde später waren die Körbe mit den nun leeren «Chnucheli» wieder zum Rücktransport verladen.

Willkommene Dienstleistung

Die neue Dienstleistung wurde insbesondere im Winter rege benutzt. Mit einem warmen Mittagessen aus dem Korb war der lange Arbeitstag erträglicher. Während der Sommerzeit verpflegten sich allerdings immer noch etliche Arbeiter aus dem Rucksack, kalt natürlich, um so die Abonnementskosten von einem Franken pro Monat einsparen zu können. Die in den ersten Betriebsjahren gemachten Erfahrungen fanden ihren Niederschlag in den Reglementsänderungen von 1890 und Fr. 3.20 pro Tag. Musste zum Beispiel wegen Schnee zweispännig gefahren werden, erhöhte sich der Fuhrlohn um einen Franken. Einige Zeit trug man sich übrigens mit dem Gedanken, einen Pferdeschlitten für den Essentransport bei winterlichen Verhältnissen zu bauen, liess dann die Idee aber wieder fallen.

Der Wagen war in der Scheune am Kirchweg 4 eingestellt. Später erhielt er in der südöstlichen Ecke der Schulhofstatt einen Schopf. Diesen verlegte man 1926 neben das alte Milchlokal an der Eigasse.

Abb. 1 und 2
Der zweite Essentransportwagen wurde zwischen 1908 und 1910 in Betrieb genommen. Das überaus solid gebaute Gefährt war so schwer, dass es stets zweispännig gezogen werden musste. Im Winter liessen sich Eisenkufen unter die Räder montieren.
Nach einem Handriss des 92jährigen Wagners Franz Flury.
Reinzeichnung: Heinz Werthmüller.

1892. Die Wahlperiode des Fuhrmanns wurde auf zwei, dann auf drei Jahre ausgedehnt. Da der Gemeinderat während den ersten zehn Jahren Wahl- und Aufsichtsbehörde in Sachen Essentransport war, sind auch die Fuhrleute im Protokoll namentlich erwähnt. Der bereits genannte Franz Schaad amtete nur ein Jahr. Darauf wählte der Rat aus sechs Bewerbern die Gebrüder Flück, da diese nur Fr. 2.50 Taglohn forderten. Die billigste Offerte scheint schon damals nicht unbedingt die beste gewesen zu sein. Jedenfalls beauftragte man ein Jahr danach den Friedensrichter Emil Wyss, Jakobs, mit dem Essentransport für

Die Essentransport-Genossenschaft

Die vom Gemeindeschaffner geführte Essenwagen-Rechnung wies bereits 1892 ein Vermögen von Fr. 608.30 aus. Deshalb entschloss sich der Gemeinderat, den monatlichen Abonnementspreis auf siebzig Rappen zu senken und allen Hägendörfer Benützern eine Rückzahlung von zwanzig Prozent auf ihren bisher erbrachten Taxleistungen zu erstatten.

Weil von Jahr zu Jahr mehr Arbeiter den Essentransport beanspruchten – 1892 waren es im Durchschnitt täglich schon 176 – musste der Wagenkasten im sechsten Betriebsjahr aufgestockt werden.

1898, nach zehn Jahren, konnten die Abonnenten mit den Ueberschüssen aus der Betriebsrechnung den Essentransportwagen von der Einwohnergemeinde erwerben. Das Unternehmen wurde als Abonnentengenossenschaft weitergeführt. Der Gemeinderat behielt die Oberaufsicht. Seit dieser Uebernahme fehlen schriftliche Quellen. Die nachfolgenden Ausführungen basieren auf Auskünften von Personen, welche die «Essenkorbzeit» selbst noch erlebt haben.

Essentransport nicht für alle

Der von der Gemeinde ins Leben gerufene Essentransport erleichterte zweifelsohne das Los vieler Arbeiter. In erster Linie profitierten natürlich die in der Schuhfabrik Strub, Glutz & Cie. AG beschäftigten Hägendörfer und Rickenbacher. Sie erhielten das Mittagessen sozusagen vor das Fabriktor geliefert; andere Betriebe wurden nicht bedient. Hatte die vom Hägendörfer Gemeindeammann Joseph Anton Glutz geführte Schuhfabrik durch die kostenlose Anfertigung des Korbkastens auf dem Essenwagen stillschweigend dessen Alleinnutzungsrecht erkauft? War etwa Personal- und Parteipolitik im Spiel? Letzteres scheint begründet, ist doch später die Rede vom «schwarzen» (katholisch-konservativen) Essenwagen. Die ersten Fabrikations- und Büroräumlichkeiten der «Strubi» befanden sich in der Wyde (Schützenmatte) im Gebäude der ehemaligen unteren Walki. Dort stand den Betriebsangehörigen ein einfacher Essraum zur Verfügung, um das im Korb angelieferte Mittagessen zu verzehren. Arbeitnehmer nahegelegener Betriebe durften diesen Raum ebenfalls benutzen. Die Essentransportgenossenschaft bewies erstmals etwas Kundenfreundlichkeit, als die Schuhfabrik samt Essraum in den Hammer verlegt wurde. Sie transportierte nämlich weiterhin Körbe für Nicht-Strubiarbeiter in die Schützenmatte – nunmehr zu einem am dortigen Schlachthof angebauten Lokal. Unverständlich bleibt, weshalb Betriebe wie die Seifenfabrik Helvetia (seit 1899), die Motorwagenfabrik Berna AG (seit 1904) oder die Otto Walter AG (seit 1921) nie bedient wurden. Auch in der Centralbahnwerkstätte (ab 1902 SBB) arbeiteten viele Hägendörfer. Zwar hatten diese die Möglichkeit, den Essenkorb mit dem Elfuhrzug in den Hauptbahnhof Olten spedieren zu lassen. All jene, die im Kohlholz, Gnöd oder Heiligacker wohnten, mussten sich weiterhin aus dem Rucksack oder in der Suppenanstalt, dem Dampfhammer, verpflegen; der tägliche Gang zur Bahnstation war für die Frauen, Mütter oder Kinder ganz einfach zu zeitraubend.

Zweispännig nach Olten

Immer mehr Leute fanden Arbeit in Olten. Die Zahl der Essenwagen-Abonnenten wuchs und der Platz auf dem Fuhrwerk reichte nicht mehr aus. Zwischen 1908 und 1910 nahm die Genossenschaft einen neuen grösseren Wagen in Betrieb. Er war fünf Meter lang und konnte über 3000 Kilo Nutzlast aufnehmen. Im Winter liessen sich aus Eisen gefertigte Kufen unter die Räder montieren. Das überaus solid ge-

Die Fuhrleute

1888 – 1889	Franz Schaad, Landwirt
1889 – 1890	Gebrüder Flück
1890 – 1898?	Emil Wyss, Jakobs, «s Chrumme», Friedensrichter
1898 – 1906	Johann Studer «Glaserschang» Landwirt und Wirt zum Kreuz
1906 – 1917	August Sigrist, Landwirt, mit den Söhnen Julius und August
1917	Walter Nussbaumer, Pächter
1918 – 1945	Arnold Rötheli «Schuelänge», Landwirt, später seine Söhne Joseph und Emil
1935 – 1962	Johann Rötheli «Schnauze», Gärtnermeister, später seine Söhne Hans und Walter

baute Gefährt war so schwer, dass es stets zweispännig gezogen werden musste. Das verteuerte einerseits den Transport und begrenzte anderseits die zur Wahl stehenden Fuhrleute, denn längst nicht alle Bauern besassen zwei oder mehr Pferde. Der Aktivdienst während des ersten Weltkrieges und später die Weltwirtschaftskrise machten sich beim Essentransport durch rückläufige Abonnentenzahlen und damit durch kleinere Einnahmen bemerkbar. Es Wangen. Er bediente der Reihe nach die Firmen Kleider Frey, Usego, Otto Walter, Konsumverein Olten, Berna und die SBB-Werkstätte. Dieser «gelbe» (freisinnig-demokratische) Essentransport hatte auf Anhieb 130 Kunden. Nicht wenige davon waren bisherige Genossenschafts-Abonnenten. Dadurch verschlechterte sich die Ertragslage des grossen Essenwagens noch mehr. Die Genossenschaft reagierte darauf mit Redimensionierung: Mit dem verblie-



Abb. 3
Essentragkorb:
Die heiss eingefüllten Speisen blieben in den «Chacheli» schön warm, da die Wärme im Innern des Korbes mit Zeitungen abgedichtet und die Hohlräume zwischen dem Geschirr mit zerknülltem Papier gestopft wurden.
Das irdene Krüglein enthielt Kaffee, Tee oder Most.
Jeder Essentragkorb war mit einem Namenschild oder auch einfach mit auf das Weidengeflecht aufgemalten Initialen gekennzeichnet.
Die Farbe der runden Blechmarke auf dem Deckel verriet dem Fuhrmann, in welchem Dorf der leere Korb auf der Rückfahrt abzustellen war.

wurde jedoch kein Versuch unternommen, die Rentabilität des Wagens durch die Belieferung weiterer Betriebe zu steigern; man hielt an der altgewohnten Route fest.

Konkurrenz

Früher oder später musste der Essentransport-Genossenschaft Konkurrenz erwachsen. Sie kam spät, erst 1935, als die Wirtschaftskrise im Abklingen war. Gärtnermeister Johann Rötheli (Schnauze) rüstete die Ladebrücke seines kleinen Lastwagens mit einem demontablen Aufbau aus und transportierte fortan Essenkörbe von Kappel, Hägendorf, Rickenbach und benen Genossenschaftsvermögen liess sie durch den Schmied Ernst Hänggi und den Wagner Franz Flury einen kleineren, leichteren gummibereiften Einspännerwagen bauen. Der zweite Weltkrieg machte beiden Unternehmen zu schaffen. Weil die Gummireifen des Genossenschaftswagens inzwischen abgelaufen waren und kein Ersatz erhältlich war, mussten die Räder auf Eisenreifen umgerüstet werden. Der Lärm, den nun das Fahrzeug auf der mittlerweilen mit einem Betonbelag versehenen Landstrasse verursachte, muss entsetzlich gewesen sein! Treibstoffmangel zwang Johann Rötheli, seinen Kleinlastwagen auf

Holzvergaser-Betrieb umzustellen. Es waren schwere Zeiten!

Mit dem Zug zum Mittagessen

1945, wenige Monate nach Kriegsende, führten die SBB einen Mittagszug zwischen Olten und Oberbuchsiten ein. Er verliess Olten wenige Minuten nach zwölf Uhr. Um 12.50 Uhr musste man in Hägendorf bereits wieder zur Rückfahrt einsteigen. Rechnet man die Fahrzeiten ab, so blieb den Hägendörfern gerade noch 35 Minuten, um von der Station nach Hause zu hasten, in Eile zu essen und wieder zur Bahn zu laufen. Trotzdem, wer nicht allzu weit von der Station entfernt wohnte und seinen Arbeitsplatz in Olten in Bahnhofnähe hatte, benutzte nun den Zug. Durch diese Neuerung verlor der Genossenschafts-Essentransport so viele Abonnenten, dass der Betrieb eingestellt werden musste. Dabei war kurze Zeit vorher noch an Stelle des Fuhrwerks ein älteres Auto für den Korbtransport ausgerüstet und eingesetzt worden. Als der in die Lücke gesprungene Egerkinger Essentransportwagen wenig später auf seiner Fahrt beim Lischmattenkreuz in Flammen aufging, übernahm Walter Rötheli die verbliebenen «Strubi»-Abonnenten. Er hielt seinen Transportdienst bis 1962 aufrecht. Als es nur noch 50 Körbe zu spedieren gab, hörte er auf. Anfänglich kostete das Monatsabonnement Fr. 3.50, zuletzt Fr. 5.–. Der wirtschaftliche Aufschwung und besserer Verdienst erlaubte mehr und mehr Arbeitern, sich in der Kantine oder im Restaurant zu verpflegen. Die Anschaffung eines Fahrrades, nach der Jahrhundertmitte der Kauf eines Motorrades oder gar eines Autos schufen weitere Möglichkeiten, den Korb endgültig wegstellen zu können und über den Mittag daheim zu sein.

Mehrarbeit für die Hausfrau

Im Erwerbsleben von drei Generationen hatte der Essentransport seinen festen Platz. Gerne übersieht man, dass diese segensreiche Einrichtung von den Ehefrauen und Müttern getragen wurde. Das frühzeitige Kochen, das Einpacken des Korbes, der Gang zum Sammelplatz, das Warmhalten des Essens für die Familie, das alles hatten die Hausfrauen Tag für Tag neben den übrigen Arbeiten in Haus und Garten zu besorgen. Zwar war ihr Menüplan einfacher, aber ihnen standen auch noch kaum Büchsenkonserven und schon gar keine Tiefkühlprodukte zur Verfügung. Der «Küchengerätepark» bestand aus einem Holzherd; später war es ein elektrischer Herd und ein Warmwasserboiler.
Die Essenwagenfahrt hatte bestimmt nichts mit Postkutschenromantik zu tun. Die Fuhrleute waren zwar relativ gut bezahlt. Dafür mussten sie bei jedem Wetter pünktlich fahren und konnten werktags nie mit ihrer Familie zu Mittag essen. Zudem hatten sie die landwirtschaftlichen Arbeiten dem «Fahrplan» unterzuordnen.

Einblick in die Privatsphäre

Wie die «Strubi» stellten auch andere Firmen ihren Arbeitern und Angestellten ein Lokal für die Mittagsverpflegung zur Verfügung. Allerdings waren diese Räume meist nicht sonderlich einladend. Zu Hause, im dörflichen Kreis, wusste man über die Verhältnisse seiner Mitbürger Bescheid. Das gemeinsame Essen brachte die Menschen noch näher zusammen. Der Korbinhalt verriet zudem einiges über die Privatsphäre des Einzelnen. Die Kochkünste der Frauen liessen sich unschwer am Duft und am Aussehen der Speisen sowie an der Vielfalt beziehungsweise an der Eintönigkeit der Menüs feststellen. Weiter entging den geübten Beobachtern nicht, ob die Frauen verschwenderisch, «huslig» oder knauserig waren oder ob etwa gerade der Haussegen schief hing.
Für die heutige Generation wäre das Essen aus dem Korb kaum mehr denkbar. Personen, die dies noch selbst erlebt haben, erinnern sich jedoch nicht ungern daran. Die Speisen waren in der Regel noch schön warm, da die Korbwände und Lücken zwischen den Behältern mit Zeitungspapier ausgestopft wurden. Das isolierte und verhinderte das Kippen und Auslaufen der Gefässe. Zum einfachen Mahl gehörte stets eine währschafte Suppe. In einem Krüglein gab es Kaffee, Tee oder Most und ein Zvieriapfel lag meist auch dabei. Natürlich hätte man lieber am Familientisch gegessen, aber die tägliche «Post» von daheim, die Sorgfalt, mit der das Essen verpackt worden war, liess einen auch so die Zuneigung und Fürsorge der Frau oder Mutter spüren.

Restaurant zur Eisenbahn

In der Nacht vom Samstag auf den Sonntag, 12. Oktober 1986 zerstörte ein Brand das Restaurant Eisenbahn. Erst nach und nach erkannten die Hägendörfer, vorab die Vereine und die Behörden, die Tragweite des Verlustes dieser Gaststätte. Seit ihrem Bestehen hatte sie eine wichtige Rolle im Dorfleben gespielt. Ältere Leute wissen von glanzvollen Zeiten dieses Hauses zu berichten. Blättern wir deshalb zurück!

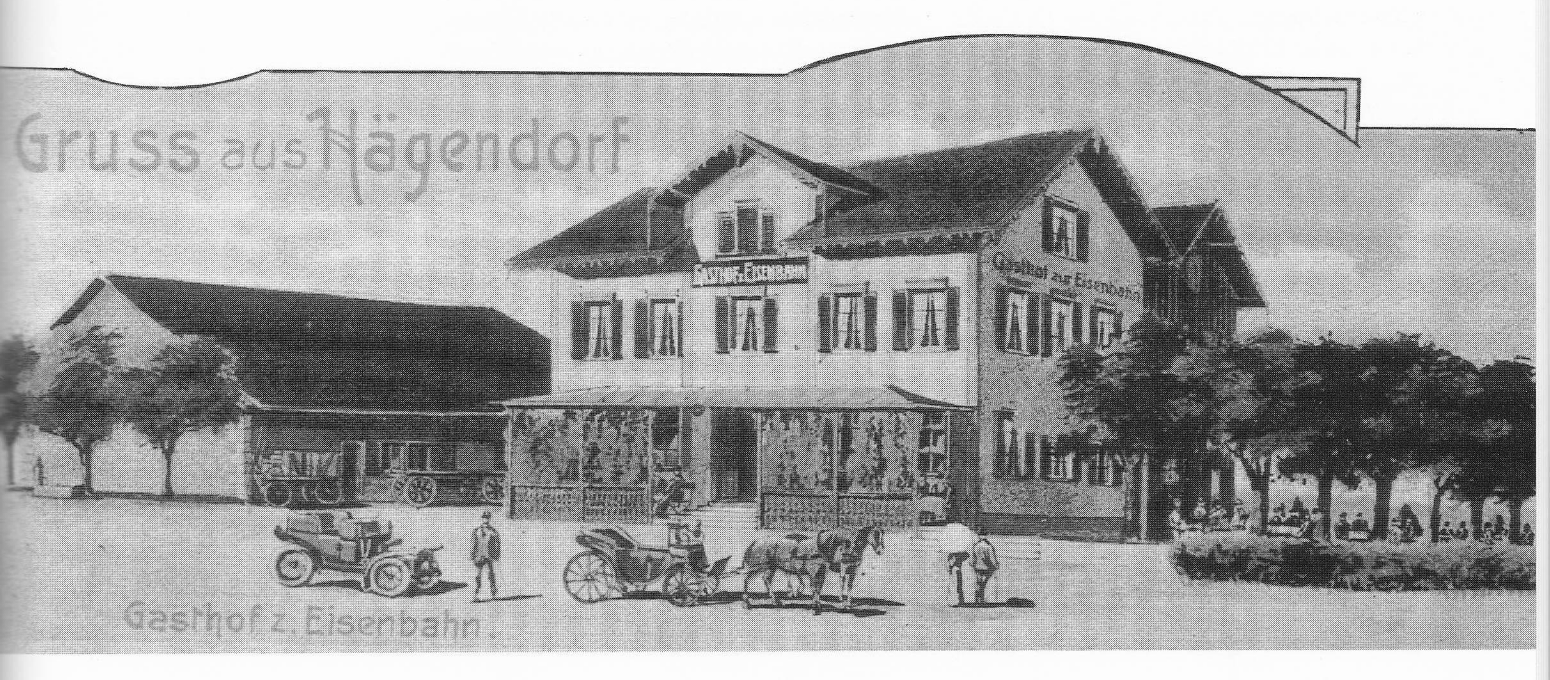
Speisewirtschaft und Bauernhof

Wie die meisten Wirtshäuser in Hägendorf entstand auch die «Eisenbahn» in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Erbauer und erster Wirt war Edmund Schaad, dessen Eltern von Biberist zugezogen waren und im Niederdorf den grossen Hof mit dem herrschaftlichen Wohnhaus (Ringstrasse 7) gepachtet hatten. Diese Ansassen (Nicht-Gemeindebürger) müssen recht vermögend gewesen sein. Auf elterlichem Land in der nordöstlichen Ecke zwischen Bachstrasse und Bahnlinie liess Edmund Schaad 1875 ein Wohn- und Wirtshaus (Nr. 214) sowie eine Scheune (Nr. 215) bauen. Am 6. September 1876 erteilte ihm der Regierungsrat das Patent zum Betreiben einer Speisewirtschaft in seinem neuen Haus und eine Woche später kaufte er von seinem Vater Urs Josef Schaad das zugehörige Land, die 154,72 Aren grosse Parzelle an der Bahnlinie für 1452.50 Franken.

Der damals dreissigjährige Edmund Schaad und seine um zwei Jahre ältere Frau Lisette, eine geborene Wagner von Gunzgen, bewiesen mit dem Bau grosse Risikobereitschaft, lag doch ihr Gasthaus weit ab vom Dorfkern, allein auf südlichem Vorposten im Unterdorf. Zudem existierten im Dorf neben der altehrwürdigen Taverne (Gasthof) zur Sonne bereits fünf Pintenwirtschaften, die befugt waren, alkoholische Getränke und kalte Speisen anzubieten.

Die Kombination von Wirtshaus und Landwirtschaftsbetrieb war damals die Regel. Der Bauernbetrieb bildete dabei die Existenzgrundlage; das Wirten brachte zu-

Abb. 1
Gasthof zur Eisenbahn um 1900 (Ansichtskarten-Ausschnitt) Das Bild zeigt die ursprüngliche Bausubstanz der Liegenschaft.
Einzig der ostseitige Holzanbau wurde nachträglich angegliedert.



sätzliche Einnahmen. Edmund Schaad baute das Oekonomiegebäude getrennt von Wohn- und Wirtshaus. Das war für unsere Gegend ganz und gar unüblich; Wohn- und Wirtschaftstrakt gehörten unter ein Dach. Ungewöhnlich waren auch die Ausmasse der Schaad-Scheune: 20 Meter lang, 14 Meter breit. Sie bietet Platz für 24 Stück Grossvieh in zwei Ställen mit zwei Futtertennen!
Am 16. April 1877 zerstörte eine Feuerbrunst das strohgedeckte Doppelhaus der Brüder Jacob und Eduard Kamber. Die Flammen erfassten auch die gegenüberliegende Wirtschaft Schaad. Über das Schadenausmass gibt es keine Aufzeichnungen. Das zweistöckige Wohn- und Wirtshaus hatte ursprünglich einen Grundriss von 14x10 Meter. Auf seiner Ostseite wurde vermutlich etwas später unter einem zweiten, parallelen First ein Holzbau angegliedert. Der Gastbetrieb beanspruchte das ganze Erdgeschoss, das vom Haupteingang auf der Westseite durch einen ostwärts verlaufenden Korridor geteilt und erschlossen wurde. Auf der Südseite lagen die Gaststube und die Küche, nordseits das Schützenzimmer. An warmen Tagen konnten die Gäste unter dem strassenseitig angebrachten Vordach oder in der der Bahnlinie zugewandten Gartenwirtschaft bewirtet werden. Ueber der Gaststube im ersten Stock gab es noch einen kleinen Saal.

Tavernenrecht

Am 8. März 1889 erhielt Edmund Schaad das Tavernenrecht (Gasthofpatent) für sein Wirtshaus zuerkannt. Nun richtete er in der Nordwestecke des ersten Stockes zwei Gästezimmer ein und liess an der Westfassade ein Schild mit der Aufschrift «Gasthof zur Eisenbahn» anbringen. Im Restaurant Schaad – so wurde das Gasthaus trotz allem weiterhin genannt – konnte man nicht nur essen, trinken und übernachten. Auch Unterhaltungsanlässe fanden statt. Eine Tanzbewilligung ist erstmals 1896 dokumentiert.
Trotz lebhafter Konkurrenz im und ausserhalb des Dorfes gelang es dem Wirte-Ehepaar Schaad, ihrem Gasthof regional einen guten Namen zu verschaffen. Die Doppelbelastung durch den Landwirtschafts- und Gastbetrieb ging nicht spurlos an den beiden vorüber. Der Wirt, der am 29. August 1904 seinem dreissigjährigen Sohn Edmund alles überschrieben hatte, starb noch im gleichen Jahr, seine Frau folgte ihm drei Jahre später ins Grab.

An- und Umbau

Der junge Wirt hatte kurz vor der Geschäftsübernahme Alma Sinniger, die Tochter des Stationsvorstandes, geheiratet. Sie schenkte ihm vier Kinder und verhalf der «Eisenbahn» durch ihre Kochkunst zu grossem Ansehen. Mit Chaisen und Landauern reisten die Gäste aus der Stadt und dem Gäu an, um hier zu tafeln. Für die Bewirtung von Gesellschaften war der Saal im ersten Stock bald zu klein. Deshalb erweiterte man im Jahre 1909. Auf der Ostseite entstand unter Einbezug des alten Holzanbaus im 1. Stock ein Saal von zirka 170 Quadratmetern mit einer nordseits angebauten Bühne von 15 x 6 Metern. Unter derselben richtete ein Metzger im Erdgeschoss einen Verkaufsladen ein. Möglicherweise schon Jahre vorher hatte die Westseite des Gebäudes eine Aenderung erfahren. Die oben erwähnte Gartenlaube mit Vordach war aufgemauert und mit Fenstern versehen worden. So konnte die Gast- und die Schützenstube vergrössert werden.
Der Ausbruch des ersten Weltkrieges setzte einer Zeit des wirtschaftlichen Aufschwunges ein jähes Ende. Auch in der «Eisenbahn» wurde es stiller. Die allseits beliebten «Tanzbelustigungen» waren nun verboten. Im August drehte sich kein Rösslispiel zwischen Wirtshaus und Scheune und die Unterhaltungsabende der Dorfvereine im Saal blieben aus. Statt dessen polterten während den nächsten vier Jahren Soldaten in ihren Nagelschuhen durch das Haus und die Schützenstube wurde zur Offiziersstube.

Der grosse Saal wird gebaut

Nach den entbehrungsreichen Kriegsjahren brachte ein römisch-katholischer Geistlicher neuen Wind ins Dorf: Pfarrer Rudolf Meister (1919 – 1936 in Hägendorf) konnte die jungen Leute für das Theaterspiel begeistern; eine Theatergruppe entstand. Dem weltoffenen Gottesmann gelang es mit Unterstützung der Dorfvereine aber auch, den 1913 massgeblich an der

Gründung der christkatholischen Genossenschaft Hägendorf beteilgten Eisenbahn-Wirt von der Notwendigkeit eines Saal-Neubaus zu überzeugen.
Nach den Plänen von Architekt Studer aus Solothurn liess Edmund Schaad 1922 einen Saal mit Bühne von insgesamt 24 x 11 Metern ostseits teils in das bestehende Gebäude einfügen, teils anbauen. Der ehemalige Saal im ersten Stock wurde zu einer Galerie umgestaltet. Bei Theaterbestuhlung mit fünf Tischreihen fanden im neuen Lokal gegen 400 Personen Platz.



Abb. 2
Der Gasthof zur Eisenbahn nach den Um- und Anbauten von 1909 (Ansichtskarte)
Auf dem Bild posiert das Wirte-Ehepaar Edmund und Alma Schaad-Sinniger mit ihren Kindern Edmund (beim Pferd), Alma und Margrith (auf dem Wagen). Der Sohn Max wurde erst 1920 geboren. Die an der Hauswand erkennbare Brückenwaage wurde in den Sechzigerjahren entfernt.

Wenige Monate nach Baubeginn starb der Wirt. Für Alma Schaad wurde der schwere Schicksalsschlag zur Herausforderung. Der gesamte Besitz ging an die vier noch minderjährigen Kinder über. Die Witwe und Mutter musste sich mit aller Kraft gegen das Ansinnen der Vormundschaftsbehörde wehren, ihr die Leitung des Gasthofes zu entziehen. Sie trieb die Fertigstellung des neuen Saales voran; den Landwirtschaftsbetrieb übergab sie einem Pächter.

Theaterfieber

1923 war der grosse Saal vollendet. Für das Theaterspiel standen drei vom Kulissenmaler Isler aus Triengen gefertigte Szenerien zur Verfügung: eine Waldpartie, ein Salon und eine Bauernstube. Der Männerchor «Liederkranz», der 1919 mit dem Rührstück «Almenrausch und Edelweiss» einen beispiellosen Erfolg hatte, wagte sich mit der Operette «Winzerliesel» auf die neuen grossen Bretter – und fiel trotz des zwanzig Mann starken Streichorchsters durch! Das Stück war für den damaligen Geschmack zu modern. Der 1925 von der Theatergruppe aufgeführte «Wilhelm Tell» hingegen entpuppte sich als Reisser. Dreizehn ausverkaufte Aufführungen gingen über die Bühne! Die Theaterleute hatten keinen Aufwand gescheut. Ueber fünfzig Schauspieler und Komparsen traten auf. Damit Gessler hoch zu Ross auf der Bühne erscheinen konnte, hatte man eigens ein Loch aus der Wand gebrochen und eine Rampe gebaut.
Neben den Unterhaltungsanlässen und Maskenbällen der Ortsvereine waren auch die von der Wirtin organisierten gediegenen Silvester- und Maibälle mit dem Vier-Mann-Orchster Weber aus Olten sehr beliebt.
Der neue Saal brachte aber trotz der vielen Anlässe kaum Gewinn ein, und der Pachtzins des Landwirtschaftsbetriebes blieb nur zu oft aus. Zudem beeinträchtigte die Weltwirtschaftkrise den Geschäftsgang mehr und mehr. Acht Jahre nach dem Tod ihres Mannes musste die Wirtin deshalb das Geschäft aufgeben. Die Kinder hatten zwar tatkräftig in Küche und Gaststube mitgeholfen, keines war jedoch bereit, den Betrieb zu übernehmen. So endete am 25. Januar 1930 die Ära Schaad auf dem Restaurant Eisenbahn. Gasthof und Land-

wirtschaftsbetrieb wurden von Emil Rötheli käuflich erworben.

Schlechte Zeiten
Infolge der schlechten Zeiten hatte der neue Besitzer die beiden Betriebe zu einem günstigen Preis erwerben können. Da jedoch die Krisenjahre andauerten, blieben die zahlungskräftigen Gäste weiterhin aus. Die ohnehin schlecht belegten Gästezimmer liess man eingehen; die neunköpfige Wirtefamilie benötigte diese Räume selbst. Aus dem pulsierenden Gasthof der Zwanzigerjahre war wieder eine Dorfwirtschaft geworden. Zum Glück war da noch der Landwirtschaftsbetrieb. Dieser erlangte vor allem während der Zeit des zweiten Weltkrieges grosse Bedeutung. Wieder dominierten die feldgrauen Uniformen das Dorf, die Wirtshäuser. Wieder logierten Soldaten in der «Eisenbahn» im Stroh, diesmal im grossen Saal. Neben dem Haus standen die hölzernen Waschtröge und im Keller war die Militärküche untergebracht. Emil Rötheli verkaufte am 13. Juli 1950 das Wirtshaus mit etwas Umschwung an Hans Siegrist. Zwei Jahre darauf veräusserte er auch den ganzen Landwirtschaftsbetrieb an den Fasiswaldbauern Fritz Born.
Der neue Wirt harrte nur gerade drei Jahre aus. Am 16. November 1953 übernahm Willy Etter die «Eisenbahn». Er liess 1956 im nordwärts vorspringenden offenen Trakt die veralteten WC- Anlagen erneuern und im Keller eine automatische Kegelbahn einbauen.

Grosse Investitionen
Am 2. Februar 1961 erfolgte ein weiterer Besitzerwechsel. Der neue Wirt, Willy Flückiger, gab 1963 durch die Verlegung des Haupteingangs auf die Südseite und durch den Umbau der Gaststube dem Wirtshaus ein neues Gesicht. Gleichzeitig erfolgte der Einbau einer neuen Küche und einer Öl-Zentralheizung. Die WC-Anlagen wurden modernisiert und die angrenzende offene Eingangshalle durch den Einbau einer Garderobe und weiterer Nebenräume genutzt. Der investitionsfreudige Wirt liess auch die Kegelbahn erneuern und die Gartenwirtschaft umgestalten. Als Willy Flückiger 1983 starb, verpachtete seine Frau Theresia das Geschäft an die Familie Jörg Allemann-Skok. Diese wurde von Frau Jenzer abgelöst. Frau Flückiger verkaufte die Liegenschaft am 14. Mai 1986 ihrem Sohn Willy, der den Gastbetrieb zusammen mit seiner Tochter bis zum verhängnisvollen Brand führte.

Treffpunkt Eisenbahn
Im grossen Saal des Restaurant Eisenbahn fanden zahllose Veranstaltungen statt. Der Turnverein ETV bot Jahr für Jahr eine bunte, phantasiereiche Unterhaltung. Andere Vereine spielten Theater, konzertierten und luden zum Tanz ein. Ernster ging es an Gemeinde- und Parteiversammlungen zu. Der kleine Saal, der durch Faltwände von der Gaststube abgetrennt werden konnte, wurde von verschiedensten Institutionen als Sitzungszimmer benutzt. Während Jahrzehnten war die «Eisenbahn» das Stammlokal des Schützenclubs und des FC Hägendorf. Zum Ärger der Eltern und Lehrer frönten viele Schulbuben dem «Gagele» (Tischfussballspiel) im tagsüber wenig begangenen Vorraum zum Saal. Später stand dort einer der ersten Flipperkästen im Dorf. Das zuckende Licht der farbigen Lämpchen, das Rattern des Apparates und der dichte Zigarettenqualm zauberten einen Hauch von Spielhöllen-Atmosphäre in den Raum.
Überblickt man die vielfältigen Aktivitäten, die in den Räumlichkeiten der «Eisenbahn» jahraus, jahrein stattgefunden haben, so muss man festhalten, dass die Gemeinde durch den Brand einen Ort verloren hat, wo sich ein grosser Teil des kulturellen, sportlichen, politischen und gesellschaftlichen Dorflebens abgespielt hatte. Bis heute ist eine empfindliche Lücke geblieben.

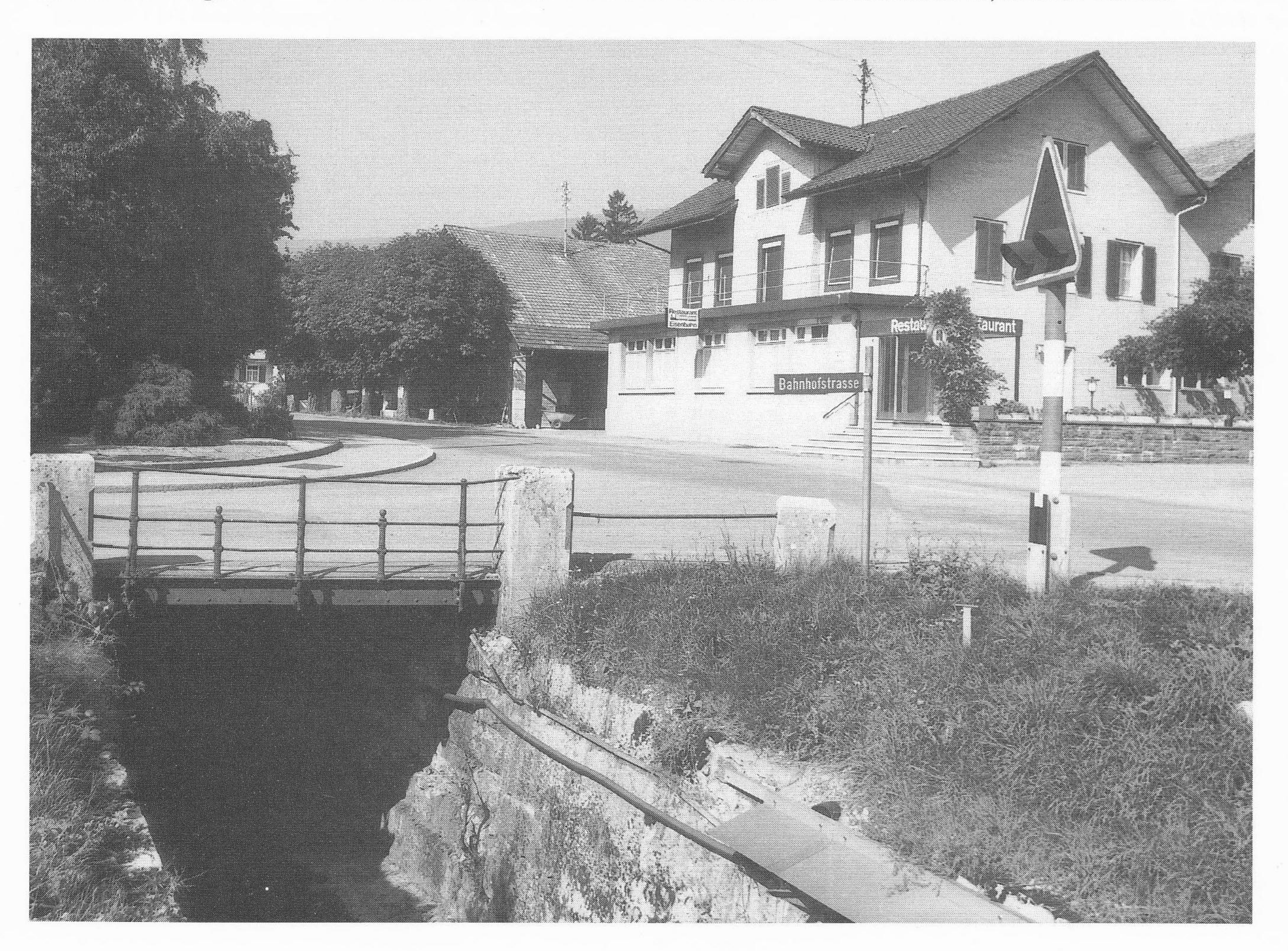
Die neue «Eisenbahn»
Ein Jahr nach dem Brand verkaufte Willy Flückiger den Firmen Arbeso Immobilien AG, Langenthal und Erwin Meier & Co., Obergösgen, die übriggebliebenen Gebäulichkeiten und schloss mit ihnen einen Baurechtsvertrag. Geplant ist der Bau eines neuen Restaurants von 48 Plätzen mit einer Wirtewohnung und Personalzimmer im Dachgeschoss. Auf dem östlichen Teil des Grundstückes soll ein Mehrfamilienhaus entstehen.
(Informationsstand: Januar 1990)

«s Schaadeloch»

Zwischen der «Eisenbahn»-Liegenschaft und der Bahnlinie, dort wo sich heute das Gardinenwirkerei-Atelier (vormals Max Vögeli AG, Bachstrasse 22) befindet, erstreckte sich einst eine langgezogene, tiefe Grube, «s Schaadeloch». Beim Bau der Gäubahn 1875 hatte man unter anderem an dieser Stelle Erde zum Aufschütten des Bahndammes ausgehoben. Fräulein Alma Schaad, 1909, Tochter des Edmund Schaad, erinnert sich:

«Da wäre viel zu erzählen von unserem damaligen Kinderparadies, einer Spielgrube, die es kaum mehr geben wird! Die Hälfte der Grube war bewachsen mit Kleingehölz wie Weiden, Erlen, Lärchen etc. Es gab auch verschiedene Beeren. Zwei Schafböcke, welche dem Pächter von Schaads gehörten, behausten dort einen Holzverschlag. Zum Ärger des Besitzers befreiten die Buben die unberechenbaren Tiere öfters und liessen sich mit ihnen auf Mutproben ein. Es gab auch selbsterfundene Spiele und gebastelt wurde mit Steinen, Blumen und Gräsern. Von wilden Rhabarberblättern machten wir Mädchen herrliche Hüte, geschmückt mit Vogelfedern und Blumen. Es gab sie noch vielfältig, die wunderschönen Wiesenblumen. Einmal stellten die Buben sogar ein Rösslispiel auf, weil es in jenem Jahr keine Chilbi gab. Röbi von Arx, der spätere Pater Berchtold, spielte auf seiner Handorgel, und die stärksten Buben drehten das improvisierte Rössslispiel mit Schwung. Im Schaadeloch wurden auch die ersten Zigarettenn geraucht, ein scheussliches Kraut, das nicht allen gut bekam. Der damalige Bahnwärter Moll mit seinem Hund Boby musste öfters Ordnung schaffen, besonders wenn etwa ein kleines Feuerchen zu löschen war. Ob all dem Tun vergassen wir die Zeit, sodass manche Mutter mit mahnenden, strengen Worten die wilde Horde heimholen musste. Ja, herrlich war es!»

Abb. 3
Beim Umbau im Jahre 1964 liess der Wirt Willy Flückiger den Haupteingang auf die Südseite verlegen.

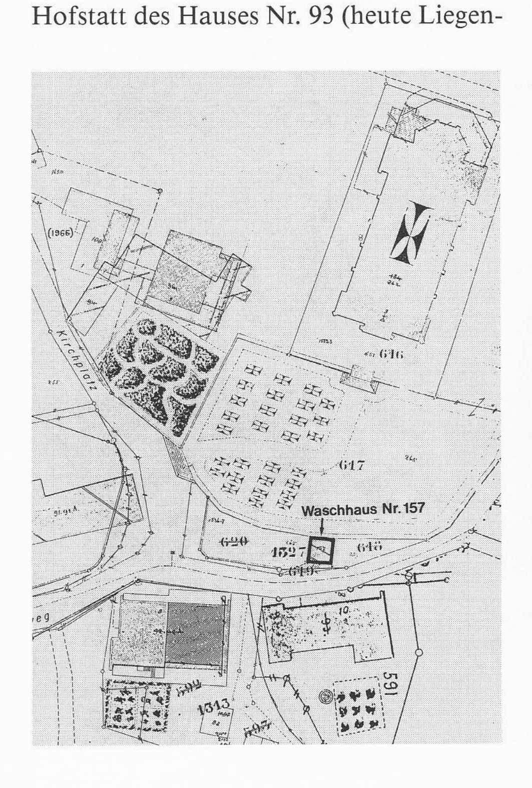


Der wiederentdeckte Sodbrunnen

1987 wurde der Vorplatz der römisch-katholischen Pfarrkirche und der Kirchweg im Bereich der Friedhofmauer neu gestaltet. Bei den Grabarbeiten kam in etwa 50 Zentimeter Tiefe ein mit Betonplatten abgedeckter runder Brunnenschacht zum Vorschein. In den Hägendörfer Jahrringen 1986 wurde im Kapitel «Vom Wasser» (s. dort Abb. 1 Seite 32 und Text Seite 44) auf die einstige Existenz eines Sodes und eines Waschhauses am Kirchweg hingewiesen.
In dem in den Jahren 1874 bis 1876 aufgenommenen Katasterplan ist das «Buchhüsli» Nr. 157 eingetragen. Der kleine Bau hatte einen quadratischen Grundriss von etwa 5 x 5 Meter und war nordseits an die Friedhofmauer angebaut. Ein Sodbrunnen am Kirchweg jedoch fehlt auf dem Plan. Dass solche Objekte im Vermessungswerk tatsächlich eingezeichnet worden sind, belegt die Darstellung des vom Volksmund «Chummerbrunne» oder kurz «Chummer» genannten Sodes neben der Hofstatt des Hauses Nr. 93 (heute Liegenschaft Paul Gross, Kirchweg Nr. 10). Sollte ein Vermessungszeichner womöglich vergessen haben ... ? Nein. Der Sod befand sich ganz einfach im Innern des Waschhauses. Dies beweist einwandfrei seine Lage, d.h. sein Abstand von der Friedhofmauer und vom Haus Nr. 10 (93).
Spätestens mit dem Bau der Druckwasserversorgung im Jahre 1896 hat er seine Funktion als Wasserlieferant an Grosswaschtagen eingebüsst.
Zur Erhaltung des wiederentdeckten Brunnens musste die Linienführung des Kirchweges geändert werden. Zudem liess die Einwohnergemeinde den mit Kalkblöcken gemauerten runden Schacht fachmännisch ausbessern und darüber einen 70 Zentimeter hohen Kranz aus Jurastein aufsetzen. Der Sod hat einen innern Durchmesser von 1,20 Meter und weist ab Oberkante gemessen eine Tiefe von 6,10 Metern auf. Die Messung der Wasserhöhe, die nach einer ausserordentlich langen Trockenperiode erfolgte, ergab 2,60 Meter.

Abb. 1
Ausschnitt aus dem Katasterplan. Zwischen Friedhofmauer und Kirchweg liegt das Waschhaus Nr. 157. Neben der Hofstatt der Liegenschaft Kirchweg Nr. 10 ist ein Sod eingezeichnet.

Abb. 2
Zur Erhaltung des wiederentdeckten Brunnenschachtes am Kirchweg liess die Einwohnergemeinde einen Kranz aus Jurasteinen aufmauern und die Linienführung der Strasse verlegen.





«Fürobe-Ziegel»

Wer die Geschwister Studer im Richenwil gekannt hat, weiss, dass sie in grosser Abgeschiedenheit lebten. Daran änderte auch der Tunnelbau in unmittelbarer Nähe ihres Hauses nichts, im Gegenteil, der Mann und die drei Frauen begegneten dem Neuen und Fremden mit noch grösserem Misstrauen. An Altem und Altbewährtem hielt man fest. Diese Haltung mag vielleicht erklären, weshalb Edmund Studer, der doch freudlos und verbittert wirkte, über Jahre hinweg sechs alte Dachziegel und eine Ofenkachel wie einen kleinen Schatz hütete und gar vor seinen Schwestern verbarg.

Vor mehr als einem Jahrzehnt hatte er den Schreibenden, der sich für die Geschichte des Hofes interessierte, ins Vertrauen gezogen und ihm seine Sammlung gezeigt. Im August 1988 starb der «Richewil-Mundi» als letzter der Geschwister. Wenige Wochen vor seinem Tod hatte er seinen Sachwalter beauftragt, die Ziegel und die Kachel an mich weiterzugeben. Bei diesen Stücken handelt es sich beileibe nicht um kostbare Antiquitäten; sie sind es aber durchaus wert, näher betrachtet zu werden. Alle sechs Ziegel haben Biberschwanzform und sind ungefähr 36 cm lang, 17,5 cm breit und 1,5 cm dick. Verfärbungen und Verwitterungsspuren auf der Oberseite zeigen, dass sie über längere Zeit Wind und Wetter ausgesetzt waren. Wohl wegen ihrer speziell gestalteten Oberseite mussten sie Edmund Studer beim Umdecken seines Hauses aufgefallen sein.

General Siegenthaler

Auf einem der Biberschwänze stellt sich ein «A. Siegenthaler» als «General der Eidgenössischen Cundiarmee» vor. Über der recht schwungvollen Inschrift ist etwas unbeholfen das Gesicht eines bärtigen Mannes eingeritzt. Gleich doppelt wird die Jahrzahl 1886 angeführt. Militärische Ränge schienen es diesem A. Siegenthaler angetan zu haben. Auf einem andern Ziegel ist zu lesen: «A. Siegenthaler / I / Cundilieutenant / Schweiz», dann wieder «A. Sigenthaler / Obercomentant vom / I. Les ... regiment» (/ = neue Schreiblinie). Ein Ziegel verrät uns die Herkunft dieses Mannes: «Firma / A. Siegenthaler / B M / Trub / Ct. Bern». Die gleiche Botschaft in abgekürzter Form findet sich auf einem weiteren Ziegel: «W.B. B.M. / A S · T B (A. Siegenthaler · Trub Bern).

Was ist von alldem zu halten? Solche beschriebene oder mit figürlichen Darstellungen geschmückte Dachziegel, sogenannte «Fürobe-Ziegel», wurden von den Ziegelknechten in Arbeitspausen hergestellt. Spendierte der Auftraggeber, den die Knechte in der Regel kannten, ab und zu einen Schnaps oder ein Zvieri, so ritzten sie zum Dank einen frommen Wunsch oder ein freundliches Gesicht in den noch weichen Ziegelton. Es sind aber auch Beispiele von bissigen Sprüchen und hässlichen Fratzen bekannt!

Inschriften, wie sie unsere Ziegel tragen, entspringen dem Bedürfnis der Menschen, sich der Nachwelt in Erinnerung zu rufen. A. Siegenthaler wollte sich offenbar verewigen. Auch heute werden an allen möglichen und unmöglichen Orten Initialen, Namen, ja ganze Adressen eingeschnitzt, eingekratzt, gesprayt.

Die Cundiarmee

A. Siegenthaler scheint Vorarbeiter, vielleicht auch nur der sprech- und schreibgewandtere unter den Ziegelknechten gewesen zu sein. Die «Armee» dieses «Generals» bestand aus zwei Mitarbeitern. Ihre Initialen sind auf zwei Ziegeln nachzulesen: «W.B. B.M.»

In gewissen Gegenden werden liederliche Gesellen noch heute mit «Kundi» oder «Chundi» tituliert.

Wer sich selbst zur «Cundiarmee» zählt, ist sich seiner gesellschaftlichen Aussenseiterrolle bewusst und pflegt diese sogar mit einem gewissen trotzigen Stolz.

Das Herstellungsjahr der Ziegel ist bekannt, der Herstellungsort hingegen kann nicht lokalisiert werden. Die Ziegelhütte Hägendorf kommt dafür kaum in Betracht, denn sie beschäftigte 1886 nur einen Ziegelknecht, einen Jakob Hunkeler, und steckte zudem in Schwierigkeiten. In Trub hat es nie eine Ziegelei gegeben.

Schutz vor Unwetter und Feuer

Einer der sechs Ziegel unterscheidet sich deutlich von den übrigen in der Thematik und Technik der Oberflächengestaltung. Mit verschiedenen Stempelformen ist ein von einem Kreuz überragtes Haus dargestellt. Die Vermutung liegt nahe, dass mit dieser Symbolik Schutz und Segen für das Gebäude und seine Bewohner herabbeschworen werden sollte.

17WMH91

Die dunkelgrün glasierte Ofenkachel, eine abgerundete Simskachel mit komplettem Hals, ist 1791 hergestellt worden. Höchstwahrscheinlich handelt es sich bei der Inschrift um die Signatur des Ofenbauers; H steht für Hafner. Schwieriger sind die Initialen W M zu deuten. Ein Urs Marbet, Hafner von Gunzgen, arbeitete in der weitherum bekannten Hafner-Werkstätte seines Schwagers Johann Pankraz Wisswald (1739 - 1772) in Solothurn. WM könnte demzufolge ein Bruder oder Sohn des Urs Marbet sein. Oder stammt die Kachel aus den Händen des Weber Mathias, Hafner von Laufen, der sich in Hägendorf niederlassen wollte, jedoch 1815 auf Beschwerde der Hafnermeisterschaft zu Olten in seine Heimat zurückgewiesen wurde? Wir wissen es nicht. Sicher ist lediglich, dass es um die fragliche Zeit keinen Oltner Hafner mit den Initialen WM gab. Alle Fragen über die vor einem Jahrhundert angebrachten merkwürdigen Ziegelinschriften und über die 200 Jahre alte schmucklose Ofenkachel können wohl nie beantwortet werden. Vielleicht macht gerade das den Reiz dieser einfachen Gegenstände aus.



Abb. 1
Die 200 Jahre alte Ofenkachel trägt die Inschrift «17 WMH 91»

Abb. 2
Ein von einem Kreuz überragtes Haus schmückt die Oberseite des Dachziegels.

Abb. 3
Biberschwanzziegel von 1886. Porträt mit Inschrift «A. Siegenthaler / General / der Eidgenössischen / Cundiarmee»



Der Wolf ist tot

Während Tagen verbreitete ein wildes Tier unter den Schafbesitzern des Schwarzbubenlandes und des Baselbietes Angst und Schrecken. Auf seinen nächtlichen Raubzügen riss es über zwanzig Schafe. Der unerkannt gebliebene Räuber wechselte dann auf die Jurasüdseite und tötete in Wangen zwei weitere Schafe. In der darauffolgenden Nacht fiel er in Hägendorf ein und zerfetzte vier Tiere der auf der Rinderrüti weidenden Herde des Walter Hiltbrunner; ein Schaf musste nachträglich noch geschlachtet werden. Experten rätselten, ob es sich beim reissenden Tier um einen wildernden Hund, einen Luchs oder einen Wolf handle. Die Jäger der Jagdgesellschaft Belchen, Hägendorf, legten eines der gerissenen Schafe am letzten Tatort als Köder aus und hielten von einem in der Nähe erstellten Hochsitz Ausschau nach dem Schafräuber. Nachts darauf, es war am 15. Mai 1990 um 03.30 Uhr, brachte Peter Allemann dort ein hochbeiniges Tier zur Strecke; Peter Christ gab ihm den Fangschuss. Der erlegte Räuber, ein Wolfsrüde, wog 42 Kilogramm. Über die Herkunft des Tieres kursierten allerlei Mutmassungen. Bis zur Drucklegung dieses Heftes, Wochen nach dem Ereignis, hat sich davon nichts bestätigt. Für die Massenmedien war der Raubzug und der Abschuss des Wolfes ein gefundenes Fressen. Gross aufgemacht wurde darüber berichtet. Dementsprechend kontrovers fielen denn auch die Reaktionen aus.

Wolfsplagen

In früheren Jahrhunderten suchten neben Bären und Luchsen auch immer wieder Wölfe unsere Gegend heim. Besonders in strengen Wintern drangen diese aus ihren angestammten Gebieten im Schwarzwald und den Vogesen südwärts in die Juratäler und bis an die Aare vor. Eine eigentliche Wolfsplage brach nach dem Abzug des mordenden und brennenden Heeres der Gugler im Jahre 1376 aus. Heisshungrige Wolfsrudel machten sogar am hellen Tag Dörfer und Städte unsicher. Obwohl schliesslich Hunger und Kälte diese Raubtiere dezimierten, war der Viehbestand auch weiterhin gefährdet. 1578 verpflichtete der Rat zu Solothurn alle von Wölfen bedrohten Gemeinden zur



Anschaffung eines Fangnetzes, eines sogenannten Wolfsgarns.

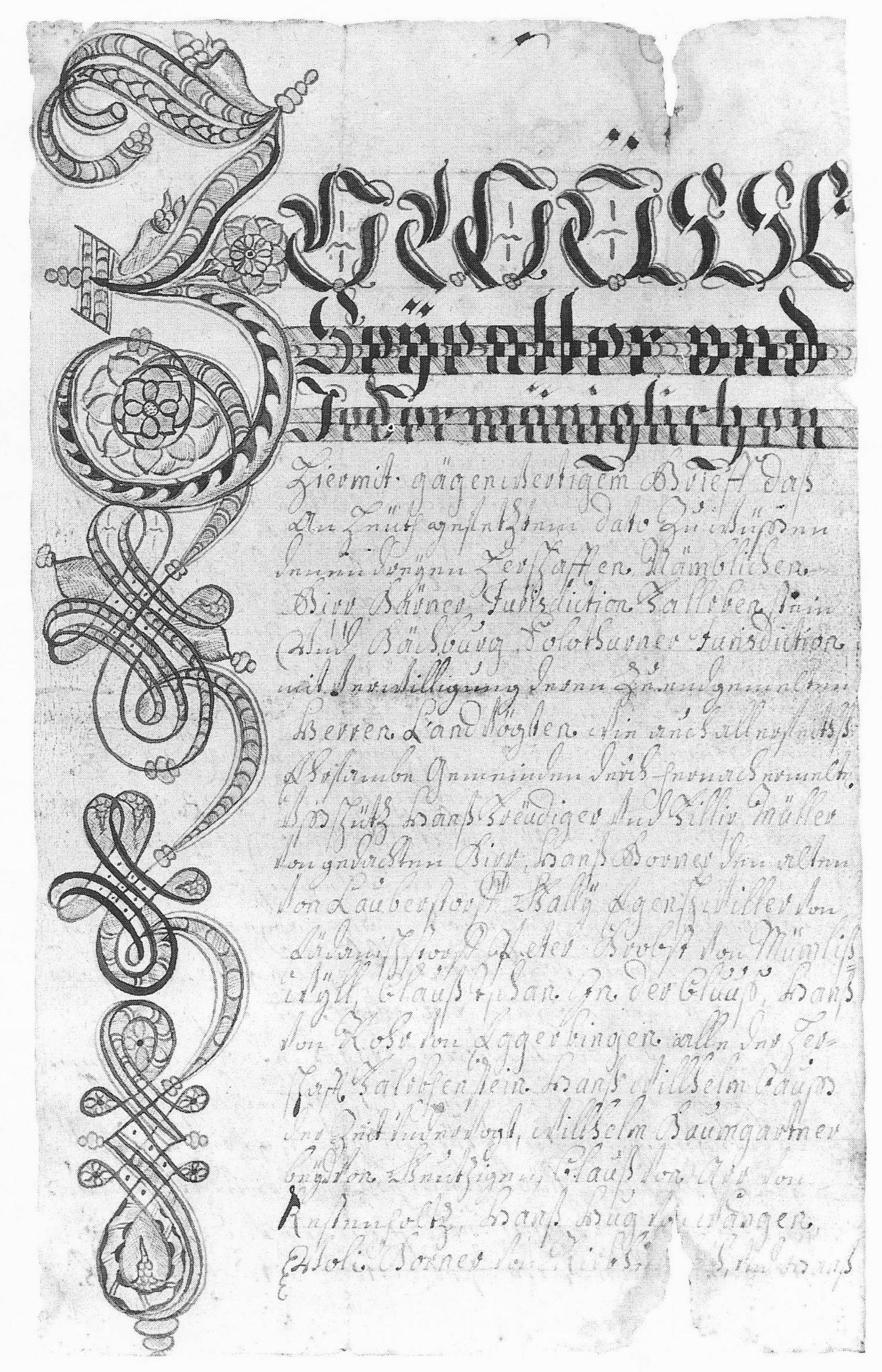
«Wolfsbrief»

Im Ratsmanual und in anderen Quellen ist die Rede von einem «Wolfsbrief», den die Vögte der drei Vogteien Bechburg, Falkenstein und Bipp 1657 abgeschlossen haben sollen. Weil jedoch kein solches Dokument auffindbar war, konnte man über dessen genauen Inhalt nur mutmassen. 1964 erhielt Paul Hofer, der Erforscher der Hägendörfer Ortsgeschichte, von einem Gemeindebürger ein altes Aktenstück vorgelegt. Die prächtig gestaltete Handschrift entpuppte sich als Abschrift des «Wolfbriefes». Die wichtigste Vereinbarung der drei Vogteien bestand darin, erfolgreiche Wolfsjäger gemeinsam und vor allem grosszügig zu belohnen, «... dass wans inskünftig in einer oder anderen gemeind in obgedachten dreyen herschafften ein wolf fangen ... jeder herschaft obgemelte zächen gulden par geld ... erlegen sollen.»

Offensichtlich wollte man mit dieser für damalige Zeiten hohen Belohnung die Bevölkerung zur gefahrvollen Wolfsjagd ermutigen. Selbstverständlich berappten die Vögte diese Jagdprämien nicht aus dem eigenen Säckel. Das Landvolk, das ja durch die Wolfsjagd vor Schaden bewahrt wurde, hatte das «Wolfsgeld», eine Jagdsteuer, zu entrichten. Gemeinden, die sich selbst an der Jagd beteiligt hatten, erliess man die Steuer.

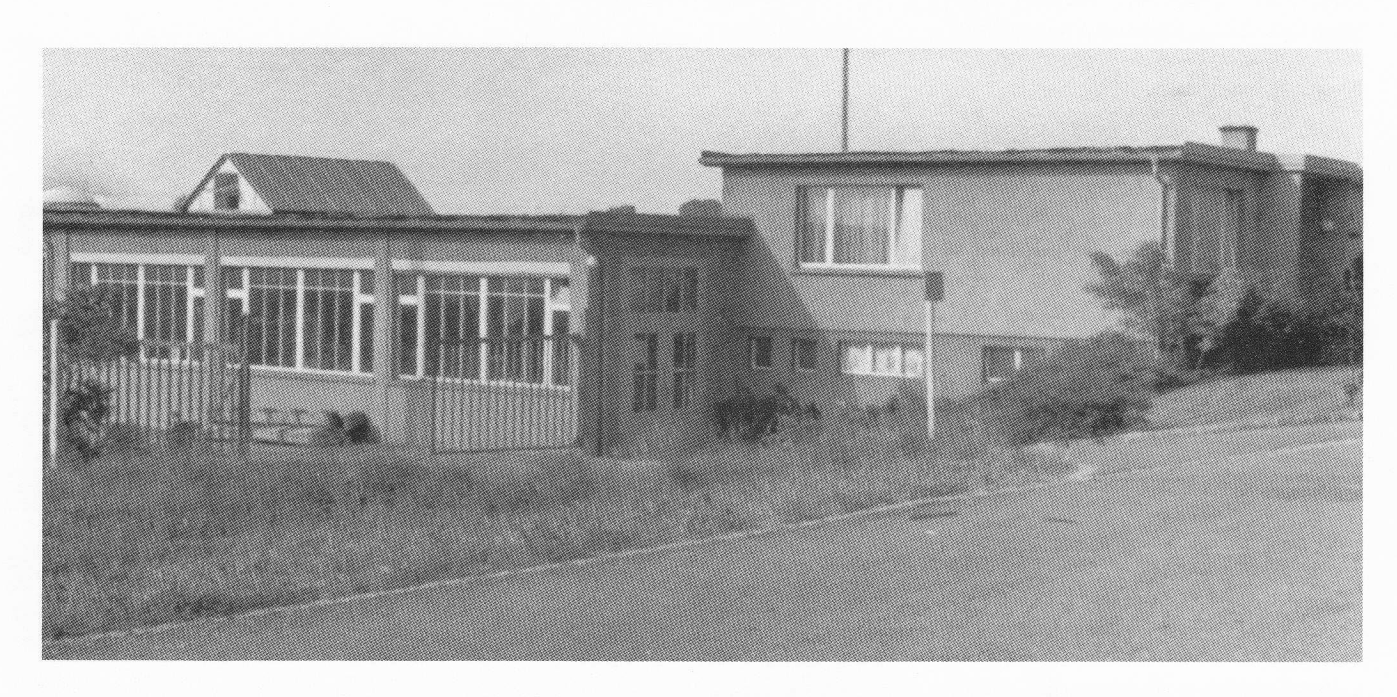
Der Hägendörfer «Wolfsbrief» scheint das einzige noch erhaltene Exemplar von ursprünglich zahlreichen Kopien zu sein. Es wurde «An Jakob (25. Juli 1657) abgeschrift von dem gemeinden brieff von Kappell von word zu word». Das Dokument befindet sich in Privatbesitz.

Die Erneuerung des «Wolfsbriefes» in den Jahren 1668 und 1738 beweist, dass immer wieder Wölfe unsere Gegend heimsuchten. Von einer letzten grossen gemeinsamen Wolfsjagd der Kantone Aargau, Basel und Solothurn ist im Winter 1824/25 die Rede.



Der «Wolfsbrief» von 1657 wurde für viele Gemeinden der Vogteien Bechburg, Falkenstein und Bipp kopiert. Einzig die Abschrift von Hägendorf hat jedoch die Jahrhunderte überstanden. Das Dokument, ein 42 x 34 Zentimeter grosser Bogen, ist zweimal gefaltet und beidseitig beschrieben. Auf der Titelseite ist zu lesen: «Ußtzug umb das Wolf Jagen.»

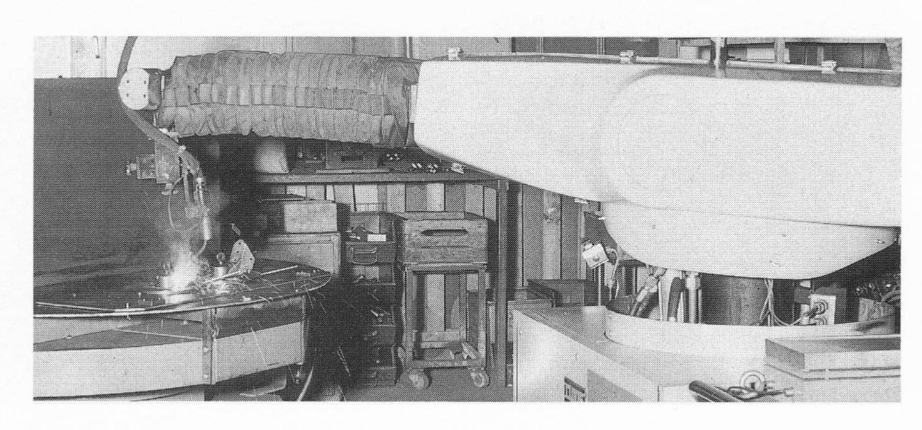
30 Jahre DORMET
Dörfliger Metallwaren AG Hägendorf



Da steht am westlichen Dorfrand ein mittelständischer Industriebetrieb, der Metallwaren herstellt; viel mehr weiss man davon eigentlich nicht, und so ist die oft gehörte Frage, was machen die eigentlich? nicht aus der Luft gegriffen. Man kann die Frage mit einem Fachausdruck präzise beantworten: Die spanlose Umformung ist das Spezialgebiet der DORMET Dörfliger Metallwaren AG Hägendorf, wie die Unternehmung seit 1985 heisst, als die Umwandlung in eine Aktiengesellschaft erfolgte. 1960 gilt als Gründungsjahr. Firmengründer war Walter Dörfliger, der 1987 verstarb. Die zweite Generation, mit dem Metier aufgewachsen und in den Betrieb hineingewachsen, ist mit der Geschäftsführung vertraut. Urs W. Dörfliger leitet die Geschäftsbereiche Verkauf und Marketing, Frau Elsbeth Dörfliger führt die Administration, und Hanspeter Dörfliger ist für den Werkzeug- und Apparatebau sowie die Fertigungstechniken zuständig.

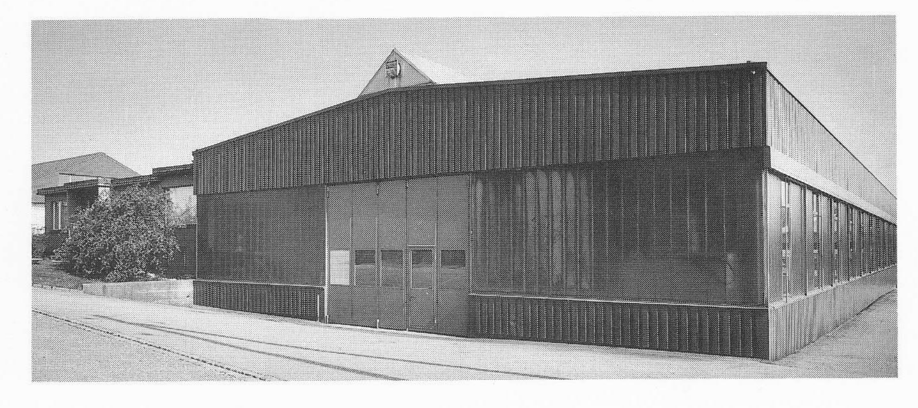
Wurden in den sechziger und siebziger Jahren mehrheitlich Bestandteile für Haushaltgeräte gefertigt, wird heute der Herstellung grosser Stanz- und Pressteile besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Voraussetzung für diese Umstrukturierung war ein neuer Hallenbau, der 1973 bezogen wurde. Hier hat auch die vor nicht allzulanger Zeit erworbene Stanzpresse mit einem Pressdruck von 255 Tonnen problemlos ihren Standort gefunden, ein Riese von 5 Metern Bauhöhe, der weitherum nicht seinesgleichen hat.

Stanzen, Pressen, Tiefziehen, Abkanten – die spanlose Umformung von Buntmetallen, Stählen und Legierungen mit besonderen Eigenschaften ist einer der Geschäftszweige, der Apparatebau ein weiterer, und geschweisst – ein dritter Geschäftszweig – wird auf automatisierten Schweissanlagen, neuerdings sogar per Roboter. «Du, beherrsch dich!», ist man versucht zu sagen, wenn der zielsicher seine



Schweissnähte plaziert, und irgendwie ist es beruhigend, den Radius seines Auslegerarmes nicht betreten zu müssen. Nun, der DORMET-Roboter hat keinen Anlass, aggressiv zu werden. Möglicherweise ist dies ein Hinweis auf das gute Arbeitsklima in den Werkstätten an der Industriestrasse. Diese Theorie ist, mit Verlaub, leicht verwegen, aber: DORMET-Qualität stützt sich auf langjährige Mitarbeiter, auf die bei der Serienfertigung, beim Apparatebau und bei der Qualitätskontrolle Verlass ist. Qualität ist hier kein leeres Wort. DORMET-Produkte kreisen auch irgendwo im Weltall – sagt die NASA.

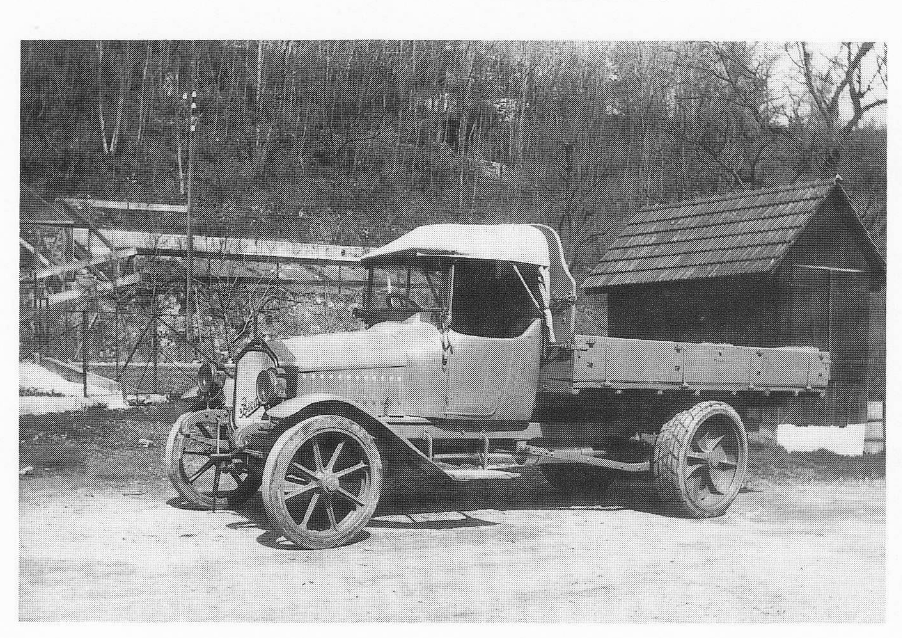
«Und die Werkzeuge für die Pressen lassen Sie anfertigen?», sage ich beim Anblick eines Folgeschnittwerkzeuges zur Formgebung in einem Arbeitsgang. Sie wissen natürlich, was das ist, und ich weiss es seit geraumer Zeit auch; aber damals... Fehlanzeige. Diesen unbedachten Satz hätte ich besser unterlassen. Man führt mich in die firmeneigene Werkzeugmacherei. «Und das hier ist eine computergesteuerte Draht-Erodieranlage zum Bau kompliziertester Werkzeuge. Das macht und kann nicht jeder.» Man ist stolz, und das zu Recht. Eine ganze Equipe von Werkzeugmachern findet hier ein interessantes Arbeitsfeld. Da wird ein Werkzeug fertiggestellt, dessen Zwilling ich doch eben in einer Presse mit automatischer Bandzuführung Werkstücke ausspucken sah. Man klärt mich auf: «Reserve ... Termine ... die Pressen müssen laufen, Stillstand liegt nicht drin», so oder ähnlich tönt es im Maschinenlärm an mein Ohr. Hier in der Werkzeugmacherei wird gebohrt, gedreht, gehobelt und gefeilt, dass die Späne fliegen. Das ist, im Gegensatz zur spanlosen Umformung, spanabhebende Metallbearbeitung, und sie wird nur in dieser Abteilung praktiziert. Die Kooperation mit andern Betrieben reicht weit über die Landesgrenzen. Wenn Qualität gefragt ist, findet Kundschaft den Weg nach Hägendorf von ebenso weit her – und sei es aus Übersee.



Von der «Öli» zum Baugeschäft Aus der Geschichte der A. Kamber AG

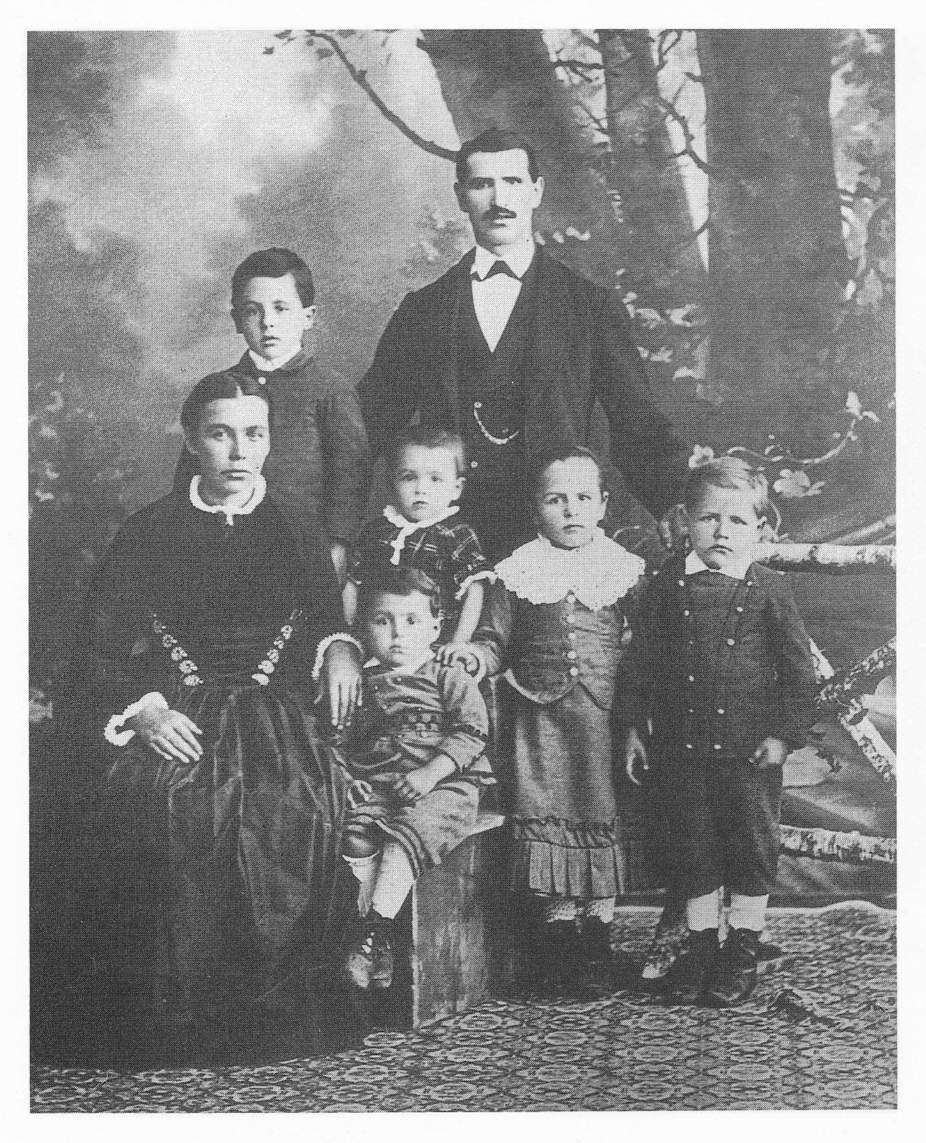


Das alte Öligut, wie es bis ins Jahr 1965 das Aussehen des Schluchteingangs dominierte.



Der erste Lastwagen des Baugeschäfts Kamber, mit Hartgummibereifung an den Vorderrädern.

Wie schon in der Ausgabe der «Hägendörfer Jahrringe» 1986 vermerkt war, nutzte man laut dem bernisch-solothurnischen Urbar von 1423 schon die Wasserkraft des Baches unmittelbar am Eingang der Tüfelsschlucht. Auf diese Weise wurden die schweren Mühlsteine in Betrieb gehalten, von denen noch zwei erhalten geblieben sind und die im Laufe der Zeit zu den unterschiedlichsten Zwecken Verwendung fanden.
Die «Öli», zu deren Gebiet man heute das Geschäftsareal und zwei angrenzende Liegenschaften zählt, geht auf eine im Jahre 1719 von der Solothurner Regierung erteilte Bewilligung an einen gewissen Klaus Heury zurück, die zum Inhalt hatte, aus einer Knochenstampfe eine Öltrotte zu machen. Öl aus Flachs und Nüssen zu gewinnen blieb dann lange Zeit die Aufgabe dieser Mühle. Daneben hatten aber die Besitzer noch andere Arbeiten zu tätigen. So etwa führte Arnold Kamber-Müller um die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts auch noch einen Bauernbetrieb, dazu verkaufte er feuerfeste Erde für Hochofenzwecke, die er aus der am Born anliegenden Huppergrube gewann.
Diesem Arnold Kamber war ein tragisches Schicksal bestimmt. Der jung Verwitwete trug viel zum Bau der Allerheiligenstrasse bei, der noch mit handbetriebenen Bohrern und grossen Mengen Sprengstoff betrieben wurde. Bei einer Sprengung am sogenannten «Felsentor» war eine Ladung nicht losgegangen. Als mutiger Mann wollte er nachsehen, was diese Sprengung verhinderte. Wie er sich dem Sprengkörper näherte, ging dieser los. Arnold Kamber überlebte, war aber zeitlebens blind.
Von seinen Wanderjahren nach Paris zurückgekehrt, übernahm Arnold



Der Gründer des Schreinereibetriebes Arnold Kamber-Müller mit Familie. Diese Werkstatt fiel am 19. September 1905 einem Brand zum Opfer, mitunter ein Grund, weshalb der Sohn Arnold Kamber-Hunziker (links oben) im Jahre 1912 das Baugeschäft gründete.

Kamber-Hunziker (Sohn von A. Kamber-Müller) bald den elterlichen Schreinereibetrieb.

Die Gründung des Baugeschäftes

Am 19. September 1905 fiel diese Schreinerei einem Brand zum Opfer. Nach dem Neubau sattelte Arnold Kamber als initiativer Unternehmer im Jahre 1912 auf das Baugewerbe um, wo seine Firma dank kluger Führung zu einem immer bedeutenderen Unternehmen dieser Branche im Gäu heranwuchs. Dem Betrieb blieben, wie anderen, während der Krise zwischen den Weltkriegen schwere Zeiten nicht erspart.

1948 übertrug Arnold Kamber-Hunziker den Betrieb seinem Sohn Arnold Kamber-Grossmann, der die Firma in den guten Nachkriegsjahren zu einem erfolgreichen, angesehenen Baugeschäft entwickelte.

Die Aktiengesellschaft

1967 wandelte Arnold Kamber-Grossmann die frühere Einzelfirma in eine Familien-Aktiengesellschaft um, die er bis zu seinem gesundheitsbedingten Ausscheiden im Jahre 1975 leitete.

Viele Bauten in Hägendorf und Umgebung – Einfamilienhäuser, Wohnsiedlungen, Schulhäuser – wie auch schöne Renovationen zeugen von solidem Geschäftsgebaren und Qualitätsarbeit. Auch die heutige Geschäftsleitung und Belegschaft von ungefähr 30 Mitarbeitern ist dieser Tradition verpflichtet.

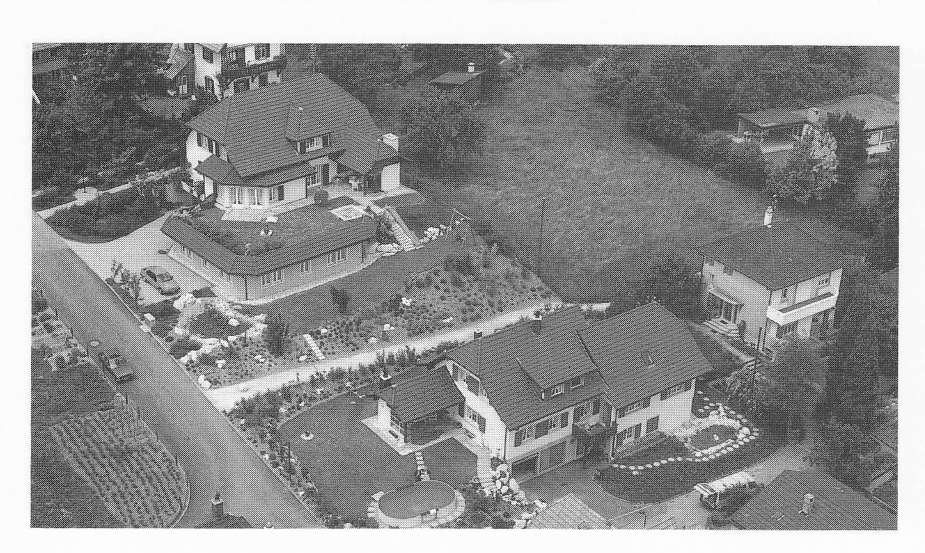


Die Familie des Geschäftsgründers Arnold Kamber-Hunziker (links, stehend) mit dem Privatauto.

10 Jahre HP. Studer
Architektur und Bauleitungen Hägendorf

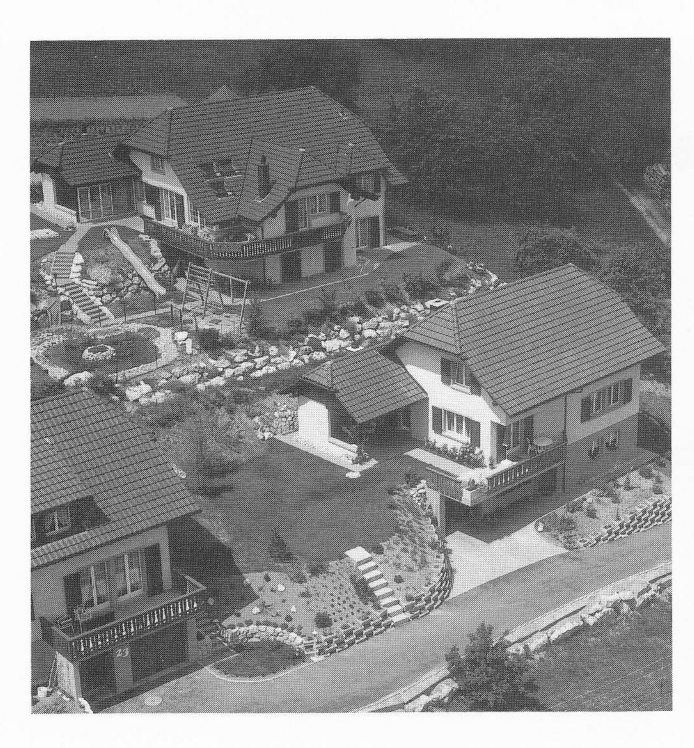


Die Familie HP. Studer-Haas konnte im Frühjahr 1984 die alte, baufällige Glutz-Villa am Kirchrain 78 (heute 14) erwerben.
Die Liegenschaft, welche dem Abbruch geweiht war und auf der bereits zwei Mehrfamilienhäuser geplant und profiliert waren, wurde durch HP. Studer unter Mitarbeit seiner ganzen Familie renoviert und wieder zu einem gemütlichen Wohnhaus gestaltet.
Nach dem Einzug am 1. Juli 1984 richtete Hanspeter Studer im Erdgeschoss sein Architektbüro ein. Die Gründung des Architekturbüros HP. Studer geht ins Jahr 1979 zurück.



Nach vielfältiger Ausbildung zum Hochbauzeichner und einer zweiten Lehre als Maurer absolvierte HP. Studer die Bauschule Aarau. Mit dem Polier- und dem Bauführerdiplom trat er 1974 im Architekturbüro Walter Belart in Olten eine Stelle als Bauleiter an. Grössere Umbauten sowie Neubauten wurden unter seiner Bauleitung erstellt wie:
- Gesamtrenovation Möbel Lang Olten (ein Keller wurde neu unter das Gebäude gebaut)
- Umbau Mehrfamilienhaus Hübelistrasse Olten (Herrenmode Fischer)
- Einbau Gynäkologie im Kantonsspital Olten
- Umbau/Einbau historisches Museum Olten (1. Etappe)

Im Jahre 1979 wollte es der damals 29jährige Baufachmann «wissen» und gründete ein eigenes Architektur- und Bauleitungsbüro.
Im Mansardenraum an der Römerstrasse 5 in Olten besuchten ihn die ersten Bauherren.
Die inzwischen auf vier Personen angewachsene Familie zog 1981 nach Trimbach, wo sie im alten Pfarrhaus an der Baslerstrasse eine Wohnung sowie ein grösseres Büro bezog. Ebenfalls in Trimbach wurde die Familie zu einem 5-Personen-Haushalt.
Wie bereits erwähnt zog die Familie Studer 1984 in das Haus am Kirchrain in Hägendorf, wo sich auch ihr Architekturbüro befand.
Seit 1979 erstellt HP. Studer in Hägendorf Einfamilienhäuser. Die ersten entstanden am Vogelberg und am Mühlerain.
Nach dem Umzug 1984 entstanden weitere Häuser in Hägendorf, welche seine Handschrift tragen. Insbesondere beim Ausbau des «Gässli» war er





Initiant, und mit dem Arztpraxis-Neubau mit Wohnhaus Dr. Helbling begann der «architektonische Ausbau», denn an dieser Strasse wurden vier Häuser durch das Büro HP. Studer erstellt.
Ebenfalls baute er Häuser in Gunzgen, Rickenbach, Wangen und andernorts.
Im Jahre 1986 konnte HP. Studer das alte Schmittenhaus kaufen, welches er zu einem Bijou umbaute und neu ins Dorfzentrum eingliederte. Seit dem Frühling 1988 befindet sich ebenfalls sein Architektur- und Bauleitungsbüro in diesem Gebäude; im Parterre das Zeichnungsbüro sowie Sekretariat, im Gewölbekeller das Sitzungszimmer.
1989 wurde auf dem Dorfplatz das grosse 10-Jahre-Jubliäumsfest 10 Jahre HP. Studer Architekt + Bauleitung Hägendorf gefeiert!
In den beiden Zelten, welche zur Gaudi aller tags zuvor nochmals ins «rechte Licht» gestellt worden waren, vergnügten sich Bauherren Handwerker, Freunde, Verwandte und Belegschaft bis in die späten Abendstunden.
Die Belegschaft, welche heute aus einem Zeichner, einem Sekretariat, einem Lehrling sowie HP. Studer besteht, hat sich zum Ziel gesetzt, positive architektonische Akzente zu setzen.
Besonders bestehende alte Bausubstanzen bestmöglich zu renovieren und neuzeitlich umzubauen sind lohnenswerte Aufgaben.

Für das Dorf Hägendorf wünscht sich HP. Studer, dass er weiterhin seine Arbeiten im gleichen Stil und Elan fortsetzen kann.





Bildnachweis Quellenverzeichnis

Fotos:
Historisches Museum Olten:
S. 8, 11, 13
JsolG 8, 1935: S. 9, 10, 11
Foto Studio Wolf AG: S. 14, 15, 17, 18
Fotosammlung BG: S. 19, 46, 47, 48, 49, 50, 79, 81
Hans A. Sigrist: S. 19, 21, 25, 27, 77, 83, 84, 86, 87
Schweizerisches Bundesarchiv Bern: S. 25, 29
Josef Rippstein: S. 55, 58, 59, 63
Franz Flury: S. 57
Bruno Kissling: S. 94

Planzeichnungen:
JsolG 8, 1935: S. 9, 10
EG und BG-Archiv Hägendorf: S. 16, 54, 84
Schweizerisches Bundesarchiv Bern: S. 23, 24, 26, 28, 30, 33, 35, 37, 43
Franz Flury: S. 55
Architekturbüro Latscha und Roschi: S. 65, 66, 67

Abkürzungen:

ASO	Archäologie des Kantons Solothurn
GB	Grundbuch
GRP	Gemeinderatsprotokoll
JsolG	Jahrbuch für solothurnische Geschichte
JbSGU	Jahrbuch der schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte
RM	Ratsmanual
StaSO	Staatsarchiv Solothurn

Die Schreibweise der Lokal- und Flurnamen
hat die Redaktion dem Kartenwerk des Bundesamtes für Landestopographie entnommen; diese wird von der kantonalen Nomenklaturkommission festgelegt und ist verbindlich. Beispiele: Chambersberg, Cholersbach, Tüfelsschlucht.

Spuren der Römer in Hägendorf
Seiten 7–13

1 Hans A. Sigrist, Hägendörfer Jahrringe 1,1986,17
2 K. Meisterhans, Älteste Geschichte des Kantons Solothurn, 1895,75
3 JbSGU 4,1911,178
4 JbSGU 9,1916,90
5 JsolG 21,1948,150
6 JbSGU 70,1987,221
7 ASO 5,1987,159
8 J. Heierli, Arch. K. Soloth., 1905,30 und Meisterhans 65
9 ASO 5,1987,158
10 JsolG 9,1936,163
11 JsolG 7,1934,239ff.; 8,1935,263ff.; Grabungsbericht (Hist. Mus., Olten)
12 JsolG 9,1936,163; 11,1938,227; 13,1940,216

Das Hägendörfer Gemeindewappen
Seiten 14–19

- Gemeinderatsprotokolle
- «Die Wappen der Bezirke und der Gemeinden des Kantons Solothurn» 1941
- Walter Merz, «Die Burgen des Sisgaus» 1910, Band II
- «Historisch-biographisches Lexikon der Schweiz», 1927, Band IV
- Walter Leonhard, «Das grosse Buch der Wappenkunst», Verlag Georg D. W. Callwey
- Hans Sigrist, «Chronik der Feuerwehr Hägendorf» 1974

Hägendorf während des Ersten Weltkrieges
Seiten 20–45

- Archiv Einwohnergemeinde: Gemeinderatsprotokolle Gemeindeversammlungsprotokolle Copienbücher Protokolle der Notunterstützungskommission Korrespondenz von 1918
- Archiv Bürgergemeinde: Bürgerratsprotokolle Forstprotokolle
- Bundesarchiv: Fortifikation Hauenstein: Pläne, Skizzen, Bestand E27
- Bundesamt für Statistik: Diverse Statistiken
- Publikationen: Hans Rudolf Kurz, Dokumente der Grenzbesetzung 1914–1918 Adolf Merz, Die Fortifikation Hauenstein zur Zeit des 1. Weltkrieges 1914/18, «Baselbieter Heimatblätter» 1983/4

Hägendörfer Dorfnamen
Seiten 51–54

1 Fritz Grob, Zunamen in solothurnischen Gemeinden und ihre Bedeutung für die Namenkunde: JsolG 31, 1958, 51–69
2 Familienregister der Bürgergemeinde Hägendorf, für unsere Arbeit wichtig die Bände 1 bis 5
3 Fritz Grob, Zunamen, 63
4 Mitgeteilt von Walter Vögeli-Sari, s Schöözers, Hägendorf
5 Fritz Grob, Zunamen, 65

Christkatholiken in Hägendorf
Seiten 68–72

- Protokolle der Christkath. Genossenschaft Hägendorf und Umgebung 1913–1956
- Protokolle des Röm. kath. Kirchgemeinderathes Hägendorf-Rickenbach 1900–1932
- «Katholik», Mai 1938: «Zum Kirchenbau der Christkath. Genossenschaft Hägendorf und Umgebung»
- A. Kamber, Oltner Tagblatt (Mai 1938): Bericht über Bauvorgang und Ausführung
- Christkath. Kirchenblatt vom 17. 10. 1959: «Die Entstehung der Genossenschaft Hägendorf»
- R. Lauber, «Zum Kirchweihjubiläum in Hägendorf», Christkath. Kirchenblatt vom 23. 4. 1988
- L. Affolter, Christkatholizismus in den Jahren 1877–1952, Solothurn 1952
- U. Küry, «Die Christkatholische Kirche» in «Der Kanton Solothurn, ein Heimatbuch, Solothurn 1949
- B. Vögtli, Trimbach, Trimbach 1975
- M.E. Fischer, P. Schärer in «Olten – Stadt und Land am Jura» (Hrsg. J. Rast), Olten 1983
- Th. Wallner, Solothurn – eine schöne Geschichte, Solothurn 1981

Mittagessen aus dem Korb
Seiten 73–78

- Gemeinderatsprotokolle
- Copienbuch

Restaurant zur Eisenbahn
Seiten 79–83

- Gemeindearchiv Hägendorf: GRP Bauakten
- Grundbuchamt Olten: GB Hägendorf
- StASO: Patentgebührenrodel Fertigungen
- Familie Schaad, Stammbaum

Fürobe-Ziegel
Seiten 85–87

- RM 1815 314.1152 f 1288
- Adele Tatarinoff, «Die Familie Wisswald von Solothurn», St.-Ursen-Glocken 43, 1939
- Martin E. Fischer «Hafner und Hafnerhandwerk in Olten», Jurablätter 12, 1989
- Martin E. Fischer, «Von der Ziegelhütte im Bielacker zur Ziegelei Hägendorf AG», Hägendörfer Jahrringe 1,1986,94

Der Wolf ist tot
Seiten 94/95

- Paul Hofer, «Der Wolfsjagd-Brief von 1657», Heimat und Volk, Jg. 1, 1965/8
- Ferdinand von Arx, «Bilder aus der Solothurner Geschichte», Union AG, Solothurn 1939

